Zc. V. 106.

Pol.
o
1144

a

Vorlesungen

über

sociales Leben

und

höhere Geselligkeit

von

Dr. Alexander Jung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Danzig.
Verlag und Druck von Fr. Sam. Gerhard.
1844.

Man kann in kleinmüthigen Stimmungen Bedenken tragen wegen der, wie es scheint, durch tausend Zufälligkeiten bedingten Sache des Fortschritts, der allgemeinen Cultur; man kann außer sich werden von diesen Machtsprüchen des physisch Stärkeren, von diesen Bornirtheiten und zu jeder Ungerechtigkeit bereitwilligen Häscherfunktionen niedriger Recensenten-Seelen; man kann vor allem fragen, ob es auch nur möglich sey, daß etwas für sich selbst Sprechendes, durch seine Reinheit Ueberzeugendes vor diesen schmutzigen Händen der losgelassenen Pöbel-Anarchie noch bestehen, und den Besseren ein Einigungszeichen bleiben könne; und doch muß man sich nach all' dem bekennen, daß eine unübersteigliche Grenze gezogen ist, daß alles, auch das Kleinste, gemäß der ideellen Bedeutung, die es für das Ganze hat, zu seinem Rechte kommt, daß sich die Gerechtigkeit aus dem empörendsten Unrecht in einer wahrhaft genialen Weise herstellt; kurz: daß es auch in der Literatur für jede umfassendste und kleinste Leistung ein Auge giebt, das alles sieht, obwohl es selbst nicht gesehen wird.

Königsberger Literaturblatt,
No. 47., Feuilleton.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Allen Freunden

des

wahrhaften Fortschritt's

gewidmet

in

treuer Anhänglichkeit

vom Verfasser.

Vorrede.

Die höchste Bescheidenheit mit der Zuversicht des freiesten Selbstbewußtseyns üben ist eine ethische Kunst, in welcher der Schriftsteller am wenigsten zurückbleiben sollte. Man muß um seine Mängel wissen, um immer mehr von sich loszukommen, aber man muß auch eine klare Einsicht in seinen Beruf haben, um nöthigenfalls sein eigenes Recht zu vertreten, damit das Recht Aller vertreten werde. Wenn man die ganze Gesinnung, wenn man den langen Fleiß, wenn man den heiligen Ernst, wenn man oft sogar den unendlichen Lebensschmerz, welche in dem Thatbestande eines geistigen Produkts verborgen sind, für sich allein sprechen ließe, was sollte dann wohl derjenige oft sagen, welcher so sehr bei der

Wahrheit vorbeiging, daß er uns in all' jenem des Gegentheils beschuldigte? —

Indem ich die gegenwärtigen Vorlesungen über socialeS Leben und höhere Geselligkeit der Oeffentlichkeit übergebe, wird mir der geneigte Leser einige Geständnisse erlauben, die sich speciell an das Buch selbst knüpfen. Das Thema zu dieser Bearbeitung ist ein von mir durch viele Jahre gehegtes, mit innigster Liebe gepflegtes. Es kam mir zunächst darauf an, daß dieses Thema mit der ganzen Hervorhebung seiner Wichtigkeit nur erst ausgesprochen würde. Obgleich ich den Gegenstand, den es betrifft, auch in seinem ganzen Reichthum erkannt zu haben glaube, obgleich er sich mir bereits in der Vollständigkeit eines Systems dargestellt hat, so bin ich doch weit davon entfernt, dafür zu halten, daß es bei dem Vorliegenden sein Bewenden haben dürfe. Es drängt mich im Gegentheil täglich zur Ausführung des Einzelnen, zur Ausarbeitung bis in das kleinste Detail. Aber es forderte auch die der Seligkeit des Schaffens beigegebene, ächt menschliche Lust der Mittheilung schon jetzt ihr Recht. Und wenn es mir auf meinem Standpunkt auch nur beschieden wäre, das Thema ausgesprochen zu haben mit seiner inhaltschweren Bedeutung, mit seinen weiten Perspektiven, in

eine unendliche Zukunft, ohne daß irgend der Vergangenheit das Verdienst genommen würde, an dem großen Bau schon unablässig gearbeitet zu haben; und wenn nun Andere kämen, die das ausgesprochene Thema nun auch zu einem literarischen Kunstwerk, zu einem stets aufgeschlossenen Heiligthum für die Nation ausführten; hätte ich deßhalb mit der gegenwärtigen Veröffentlichung, zu der mich die Liebe zu derselben Nation mahnte, ein Unrecht begangen? —

Ich müßte mich aber sehr täuschen, wenn ich nicht vieles von dem voraussehen sollte, was diesen Vorlesungen Ungünstiges bevorsteht. Man darf indessen Mißverständnisse, unrichtige Auslegungen, Angriffe, die oft nur dasselbe wiederholen, was sie bekämpfen, getrost über sich ergehen lassen, wenn man die Ueberzeugung hat, daß das Angegriffene selbst die That der Widerlegung ist.

Es wird von gewissen Seiten her schon die Begeisterung übel empfunden werden, die in den gegenwärtigen Vorlesungen der eigentliche Grundton ist, eine Begeisterung, die sich für das Ideal des Lebens, für die Rechte des Geistes, für den Fortschritt in alle Wege entscheidet. Man soll jedoch, nach Einigen, heut zu Tage nicht mehr, am wenigsten in der Form der Prosa, die

Begeisterung walten lassen, wie man etwa nach der Vorschrift steifer Etiquette in der guten Gesellschaft keinen Affekt, nicht einmal eine Bewunderung oder sonst eine Erregung des Gefühls blicken lassen soll. Ich kann mich zu Keinem von Beiden verstehen, und zwar um so weniger, als nach meiner Ansicht jetzt die gute Gesellschaft bei weitem mehr zu leisten hat als eine steife Repräsentation, und die Prosa gegenwärtig ganz nahe vor der Lösung von Aufgaben steht, zu denen sie der Poesie in keiner Weise entbehren kann, weil die Dichtung nur höhere Wahrheit ist, weil eine tiefere Auffassung des Menschenlebens nicht gelingen kann ohne Divination. Die Unzufriedenheit daher und der Tadel derer, welche an diesen Vorlesungen Aergerniß nehmen, weil hier die Gegenwart, weil hier das Schicksal der Völker und des Einzelnen auch nach der Zukunft und nicht bloß, wie es jetzt Mode ist, nach der Vergangenheit gedeutet wird, dieser Tadel wird nur die unwillkürliche Anerkennung seyn, daß diese Vorlesungen wenigstens die Absicht haben, sich vor Einseitigkeit und kleinlicher Auffassung zu bewahren, und daß ihnen von der ersten bis zur letzten Seite nichts mehr zuwider ist, als der Stillstand oder der Rückschritt. Der stiere Rückblick aber ist schon der absolute Rückschritt. —

Vor Zweierlei sollte man sich bei der Lektüre jedes Buches vor Allem in Acht nehmen, zumal, wenn man über das Gelesene eine Kritik abzugeben gedenkt. Einmal, daß man zu dem Buche nicht schon ein ungünstiges Vorurtheil mitbringt, welches so stark und ungerecht ist, daß die Kritik bereits vor der Kritik fertig ist; so daß, wenn nun in dem Buche stände, was da wollte, wenn ein Gott dem Schriftsteller die Feder geführt hätte, alles doch vergebens wäre, um vor dem Selbstbetruge jener vorgefaßten Meinung ein gerechtes Urtheil zu finden. Welche Energie, welcher Muth dazu gehören, um gegen sein eigenes Vorurtheil noch Recht zu behalten, um von sich selbst bei einem Buche loszukommen, das ist, meines Wissens, weder von einer Psychologie noch von einer Ethik schon gnügend bestimmt worden. — Das Zweite aber, was unter obigen Umständen eine sehr große Wichtigkeit hat, und um welches ich, in vorliegendem Falle, ganz besonders bitte, ist, daß man nicht Stücke aus dem Buche herausliest und darnach urtheilt, sondern, daß man dem Verfasser die Aufmerksamkeit erweist, das Ganze durchzunehmen, um dann erst das Urtheil zu sprechen. Daß es auch einen feinen, divinatorischen Spürsinn für Bücher giebt, der oft im Durchfluge schon die Atmosphäre weghat, welche gewisse

Blätter durchdringt, und daß es unerhört wäre, einem Kritiker zuzumuthen, alles selbst zu lesen; wer wollte so unbillig seyn, das nicht zuzugeben! Und doch ist der Uebergehende hier nie gänzlich gesichert und doch läuft er Gefahr, daß er an der interessantesten Ueberraschung oder an Gerechtigkeit einbüßt. Aber es giebt Arbeiten — und ich darf, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen, daß das gegenwärtige Produkt eine solche Arbeit ist — deren Ausgangspunkt, deren Entwickelung wie Ergebniß eine vollständige Lektüre in Anspruch nehmen. — Was läßt sich nicht, so wie so schon, bei einem gewissen Uebelwollen aus jedem Buche machen, selbst wenn man das Ganze liest? Was aber erst, wenn man die Tortur anwendet, und ihm die Glieder ausreißt? — Jede Anklage ist hier in Aussicht gestellt, und man braucht sich selbst nicht einmal den Schein der Rechtschaffenheit zu geben, denn man giebt ja eben nur Proben aus seinem Buche, wie man sich auszudrücken pflegt. Der Sophist des 19ten Jahrhunderts ist Gedankenfälscher genug, um aus Allem Alles machen zu können. Auch im günstigsten Falle ist dann das Ende dieser verdächtigenden Sophistik in der Regel nur dieses, daß sie eine ganz andere Weise der Bearbeitung erwartet habe, als die vorliegende. Nicht das

Vorliegende durchdringen, um es sogar tadelnd noch reproduciren zu können, sondern sich darüber selbstgefällig verbreiten, was nicht geleistet worden ist, und wohl gar auf des Verfassers moralische Beschaffenheit oder auf sein politisches und kirchliches Credo eine warnende, wohlmeinende, wenn nicht geradesweges verdammende Vermuthung richten; das ist die höchste Humanität, zu der es besagter Sophist zu bringen vermag. —

Ich meine natürlich mit all' dem den Mißbrauch, den Selbstbetrug des Kritisirens, des bloßen Recensirwesens, nicht den Standpunkt jener Kritik, die, neben dem eigentlich produktiven Theil unserer Literatur, bis auf die jetzige Zeit, in Deutschland eine so reiche Geschichte glänzender Leistungen hat. — Wer wollte nicht eingestehen, daß man, sogar bei dem glücklichsten Gelingen, der wahrhaften Kritik immer noch außerordentlich viel für seine Zukunft verdanken wird, und daß es die Kritik in Deutschland seit Lessing nicht mehr bloß mit referirenden Angaben, mit gelehrten Notizen, sondern mit eigenen Ideen zu thun hat; so daß sie demnach selbst produktiv ist. —

Ich bin, was das Weitere betrifft, fest überzeugt, daß alle diejenigen, welche die tiefe Bedeutung des Menschenlebens, und also auch die Vergangenheit, nicht leben-

dig aus der Gegenwart heraus erkennen, um rüstig der Zukunft in die Hände zu arbeiten, daß also die Männer einer abgestorbenen Vergangenheit schon bei dem Worte social auf dem Titelblatte den ersten Stein gegen mich aufheben werden. Und doch wird nur aus dem Socialen, und zwar aus dem tapfersten Kampfe socialer Principien mit den fortgeerbten Barbareien des blinden Befehls, des Zufalls, der Willkür, der systematischen Auseinanderhaltung des Zusammengehörigen, dem Geschlechte das nächste Heil hervorgehen, zu höherer Religiosität, zu umfassenderer Rechtspflege, und zu einem Umschwung der Cultur, der dem Ganzen, nicht, wie bis dahin, meistens nur den Einzelnen zu Gute kommt. Der Zufall regiert zwar nicht die Welt, denn die Welt beruht auf dem Gesetze der selbstbewußten und weisesten Intelligenz, aber der Zufall regiert noch mehr oder weniger, recht besehn, großentheils die Schicksale der menschlichen Bildung, die Geschichten der Künste, der Wissenschaften, die Würdigung dessen, was der Einzelne leistet, ja sogar die Anerkennung der vernünftigen, nicht der angeerbten Rechte der Individuen, wie der Völker. Daß die Intelligenz der Welt auch solche Uebelstände wieder ausgleicht, daß sie diesen durch Jahrhunderte sich fortschleppenden Wust des

Aberglaubens, des Vorurtheils, der Grausamkeit, der Stumpfheit, mit einem Worte der Unfreiheit überwindet, und für die Welt selbst daraus wieder das Gleichmaß des Fortschritts, die Freiheit gewinnt, das wollen wir denen nicht als Verdienst anrechnen, die wider ihren egoistisch berechnenden Willen solchen Sieg des Geistes sich gefallen lassen müssen, weil sie ja auf die Länge doch die Ohnmächtigen sind. Aber, mit dem Fortschritt menschlicher Culturzustände, menschlicher Rechte als solcher geht es — wenn man sich nur einen Augenblick auf unzählige, bis diesen Tag bestehende Sinnlosigkeiten, Barbareien gefälligst besinnen will — bis zur Unverantwortlichkeit langsam. Oder warum doch schreitet man so häufig da, wo eine außerordentliche Erscheinung — und wäre es in der That eine völlig irrthümliche — auf dem Gebiete des Geistes sich zeigt, statt mit Geist auf den Geist und sein Wollen einzugehen, mit der bloßen Gewalt ein? So daß nun gar kein geistiger Proceß mehr entstehen kann, während in jener Erscheinung vielleicht schon das erste Licht aufschlägt, um von ihm eine neue Periode menschlicher Bildung zu datiren, deren Ausbleiben nun mit jener, der Gewalt sich bedienenden Unterdrückung das Machtgebot einer bestehenden Oede wird. Und bei wie vielen andern

Gelegenheiten nähme man diesen Mangel an ethischer Willensbestimmung: auch den Andern in seiner Freiheit zu lassen und anzuerkennen, nicht wahr? Es ist das alles die Folge fortdauernder, unorganischer Zerstückelung. Nur im Unorganischen nämlich hat der Zufall, wenigstens möglicherweise, absolute Herrschaft. Mit dem Zufall, die Willkür, denn die Willkür ist der moralische Zufall. Und welches Gefolge von Thorheiten und Vergehen ist im moralischen Zufall! Der Einzelne aber vermag beim besten Willen und bei den reichsten Mitteln diesen Uebelständen nicht abzuhelfen. Nur die Societät vermag es.

Wir werden auch in der Literatur, da sich auch hier die althergebrachten Zustände überlebt haben, nicht eher eine der Nation frommende Wirkung der einzelnen Leistungen eintreten sehen, bis der Zufall, die Willkür, die Entscheidung des Einzelnen vollends unmöglich geworden sind. Auch hier liegt also das Heil nirgend anders als im Socialen. — Ich habe mich im Folgenden an verschiedenen Stellen weiter darüber ausgesprochen, besonders in der vierten Vorlesung. — Nun beginnt auch erst die Gerechtigkeit im großen Styl, die Gerechtigkeit selbst gegen den Feind. — Man sehe sich aber nur um, wie viel man in dem Gros der literarischen Beurtheilung von dieser Gerechtigkeit auch nur

gegen den Freund finden wird, geschweige den Feind. Auch das ist eine Folge unserer literarischen Vereinzelung, unserer literarischen Abhängigkeit. Die Ungerechten in der Kritik sind daher immer einigermaßen noch zu entschuldigen. Die eigentliche Schuld liegt in ganz anderen Instanzen, sie liegt in der sklavischen Stellung überhaupt, welche die Literatur bis diesen Augenblick einnimmt, in ihrem Mißverhältniß zum Staat, in ihrem Mißverhältniß zur Kirche. Die Schuld liegt in den barbarischen Unterwürfigkeiten, denen die Literatur in jeder ihr nicht gerade anbefohlenen Richtung ausgesetzt ist. Die Schuld liegt in der Zerrissenheit des ganzen literarischen Wirkens. Nur das Sociale kann diese tiefen Schäden heilen, denn nur das sociale Band, welches auch die Literatur organisirt, wird uns eine freie Presse geben, und nur durch die Freiheit der Presse wird die Literatur nach Würden gestellt. Der Staat ist, da er sich zugleich im Besitze der äußern Macht befindet — was freilich noch lange nicht seine wahre Stärke seyn dürfte — der Staat ist in seinen eigenen, nächsten Interessen längst so weit, daß ihm nicht leicht irgend ein Ereigniß, ein Verlust oder eine Acquisition entgeht, wenn anders sie in seinen Bereich fallen oder ihm dienen können. Ueber alles und jedes wird hier Buch geführt, alles wird hier in Anspruch genom-

men, damit es in seiner Existenz dem Staate irgendwie einen Gewinn abwerfe, damit es nicht, sich selbst überlassen, sein Talent, seinen Charakter, seine ganze Bedeutung unbeachtet, unverstanden, vielleicht gar nicht einmal gekannt, in sich selbst reflektire. Man betrachte dagegen die Literatur, welche Schicksale der tragischsten Art an Menschen und an Büchern sich hier wiederholen, welche Zufälligkeiten, welche Mißverständnisse, Ungerechtigkeiten, mangelhafte Bekanntschaften, welche Anmaßung und gänzliche Unkunde in Betreff oft des Tiefsinnigsten, des Bedeutungsvollsten hier nicht selten noch walten. Die Willkür der Geistreichen oder der Geistlosen hat hier gar oft einen kritischen Thron errichtet, von dem aus sie das weite Gebiet ihrer Despotie beherrscht, Würden vergiebt und Würden nimmt, aber unbekannt bleibt mit so vielem, was in ihrem Lande vorgeht, und doch glaubt sie, es sey wohlbestellt um das Ganze und um das Recht eines Jeden, und die Größe solcher Herrlichkeit und solches Fortschritts werde noch einst gepriesen werden von der Nachwelt.

Wir dürfen es uns freilich ohne Ruhmredigkeit gestehen, daß schon in dem jetzt häufig zu erkennenden Bewußtseyn über das Traurige eines solchen Regiments literarischer Zufälligkeit das Kommen des Besseren sich ankündigt. Hier kann und wird die periodische

Presse viel thun, um eine Gesammtdurchdringung der vaterländischen Literatur zum Fortschritt für das politische und kirchliche Leben, eine bewußte Theilnahme an dem Oeffentlichen herbeizuführen. Denn das politische und das kirchliche Wohlergehen eines Volkes hängen genau zusammen mit dem literarischen und umgekehrt.

In diesem Sinne und überhaupt in dem Geiste, welcher in den nachfolgenden Vorlesungen sich ausspricht, bemüht sich der Unterschriebene die Redaktion des Königsberger Literaturblattes (Verlag und Druck von Fr. Sam. Gerhard in Danzig) durchzuführen. Man wird namentlich in dem gegenwärtigen Jahrgange des genannten Journals Aufsätze und Notizen finden, welche das hier Gesagte in ein helleres Licht setzen und künftig noch mehr setzen werden. Dahin gehören besonders alle die Erörterungen des Literaturblattes, welche die Nothwendigkeit einer freien Presse zu erweisen suchen, unter denen ich zum Beispiel die vortreffliche Mittheilung von Karl Rosenkranz: „Kant und die Preßfreiheit" hier nenne; hierher gehören auch alle die Entwickelungen, die sich in obigem Blatte auf die Funktion des Schriftstellers, auf die Würde der Literatur beziehen, wohin z. B. der Aufsatz über den Fluch der Anonymität zu zählen.

Es kommt für das Gedeihen eines socialen Zustandes der Literatur alles zunächst darauf an, daß man sich untereinander ergänzt, in Kampf und in Anerkennung, daß man, um sich ergänzen zu können, auch wirklich mit dem Wort' auf einander eingeht, daß die kritisirenden Organe sich aus=

tauschen, daß Produktion und Kritik, von einem Grenz-Punkte bis zum andern des deutschen Vaterlandes, in gegenseitige Berührung, in einen Rapport der Ideen, und zwar in eine ununterbrochene Darstellung dieser Ideen, treten, damit ein regelmäßig wiederkehrender Cyklus des deutschen Geisteslebens gewonnen werde, und man nicht bloß vom Hörensagen spricht, oder gar von vielem gar keine Kunde erhält, sondern stets in jener vollständigen Uebersicht und Detailkenntniß des literarischen Lebens erhalten wird, die bereits den gestürzten Zufall, das Aufhören der Willkür und positiv: die Gerechtigkeit und die Gegenwart des Geistes in der Literatur repräsentiren. Die jetzt so häufig von den Einen als vorhanden bloß geträumte, von den Andern bloß geforderte, politische Einheit Deutschlands tritt nicht eher in's Leben, bis der Deutsche im Besitze des freien, das ganze Vaterland durchdringenden Wortes ist.

Solch' sociales Band zu gewinnen, auch aus der Organisirung einer höheren Geselligkeit zu gewinnen, ist der Hauptzweck der nachfolgenden Vorlesungen, die sich daher Denen in aufrichtigster Gesinnung widmen, welche Freunde des wahrhaften Fortschrittes sind. —

Königsberg in Pr., den 19. September 1843.

Alexander Jung.

Inhalt der Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit.

Erste Vorlesung.

Einleitung. Zweck. Das Eigenthümliche der vorliegenden Aufgabe. Charakter des gegenwärtigen Zeitalters. Das Sociale. Die Gegensätze der Gegenwart. Die Restauration. Die Würde der Nationalität und der Fortschritt. Wendung der Zeit. Die Conservativen. Der Liberalismus. Idee desselben. Seine Berechtigung. Spinoza, Börne. Wirkung des Liberalismus. Entstellung des Socialen. Griechenland. Ursprünglichkeit des deutschen Liberalismus. Forderungen desselben. Falscher Liberalismus. Consequenzen der ideellen Fassung des Staates, der Kirche, der Literatur. Aussichten für den Fortschritt. Facit. Das Wesen der Societät. Sociale Tendenzen. Das Mittelalter und die Gegenwart. Ernste und komische Seite jener Tendenzen. Orientirung. Die Humanität. Die Geselligkeit. Das Sociale. Freiheit und Gleichheit in ihrem Mißbrauch und in ihrer Wahrheit. Die Sprache. Das Zeitgemäße der höheren Geselligkeit. Der Sarkasmus. Der Luxus und die Oekonomie. Stadien der höheren Geselligkeit. Zukunft der Völker.

Zweite Vorlesung.

Gang der Entwickelung. Einstweilige Beleuchtung des Wesens der höheren Geselligkeit. Geschichtliche Momente derselben. Indien. China. Palästina. Geselligkeit der Familie. — Aegypten. — Griechenland. Reichthum der Bildung. Rom. Römische Urbanität. Cäsar. Geselligkeit der Individuen. — Das Christenthum. Verhältniß desselben zur Geselligkeit. Das Mittelalter. Stellung der Frauen. Blüthe des geselligen Lebens. Ge-

selligkeit im Staat und in der Kirche. Der Cölibat. — Die Reformation. Die Presse. Gesellige Kreise. Ferrara. Spanien. England. Elisabeth. Shakspeare. Frankreich. Versailles. Die erste französische Revolution. Napoleon. Spätere Geselligkeit der Franzosen. Die Deutschen. Kreise deutscher Geselligkeit. Sanssouci. Weimar und Jena. Geselligkeit in der Literatur. — Göthe und Napoleon. Schluß.

Dritte Vorlesung.

Die Gegenseitigkeit der einzelnen Stadien der höheren Geselligkeit. — Geschichtliche Uebersicht. — Die Idee der höheren Geselligkeit. Die Eigenthümlichkeit. Die Sprache. Inhalt und Grenze der höheren Geselligkeit. Die Thätigkeit des geselligen Lebens. Die geschichtliche Vollständigkeit in dem geselligen Individuum. Die Idee der Geselligkeit in der Familie, ihre Momente. — Die Idee der Geselligkeit der Individuen, ihre Momente. Die Aristokratie. Der Cavalierdienst. Die geistlich Prüden. Napoleon. Große Veränderung der geselligen Welt. Unterscheidung geselliger Kreise. Gerechte Ansprüche des Geistes. Das Museum für höhere Geselligkeit. Die gesellige Form, Inhalt und Form. Der Salon des Fürsten von Metternich. Die Höhe der guten Gesellschaft. Das Mysterium. Die Freimaurerei. Studien für das gesellige Leben. Napoleon. Göthe und Napoleon. Ihre Bedeutung für die höhere Geselligkeit. Weitere Charakteristik Napoleon's.

Vierte Vorlesung.

Gliederung der höheren Geselligkeit. Gesetz für die geistige Entwickelung. — Die Idee der Geselligkeit im Staate. Beruf des Staates überhaupt. Die damit gegebenen Rechte der Einzelnen. Die Momente der Geselligkeit im Staate. Nähere Betrachtung derselben. — Die Idee der Geselligkeit in der Kirche. Religion und Kirche ihrem wahren Wesen nach. Die Momente der Geselligkeit in der Kirche. — Die Idee der Geselligkeit in der Literatur. Die Katastrophe der Literatur. Die Momente der literarischen Geselligkeit. — Die Idee der Geselligkeit der Völker mit Völkern. Ihre Momente. Schluß.

Uebersicht des Systems.

Erste Vorlesung.

Hochverehrte Anwesende!

Für die Entwickelung derjenigen Ideen, welche uns hier beschäftigen sollen, wird es in Betreff der Zuhörer selbst, wie des Redenden, das Angemessenste seyn, es sich beiderseits erst vorzuführen, was mit dieser Entwickelung eigentlich gemeint seyn soll, was ihre eigentliche Absicht ist. Die Geselligkeit und zwar ein höherer Charakter derselben, als derjenige ist, dem man für gewöhnlich schon das Prädikat der Geselligkeit zu ertheilen pflegt, soll das Thema unserer Betrachtungen seyn, die wir zunächst in der Weise anzustellen haben, daß sie an einem Orte, der selbst der Geselligkeit gewidmet ist, wo man also keinen

Augenblick ungesellig seyn darf, die Geselligkeit schon durch die Form der Rede vertreten. Denn die Rede, die Vorlesung soll in geselligen Kreisen, welche sich eine vielseitigere Richtung zu geben beabsichtigen, wie ein musikalisches Solo, zu angenehmer Abwechselung und größerer Harmonie den allgemeinen Verkehr eine Zeit lang nicht unwillkommen unterbrechen, um dem Einzelnen eine extensivere Durchführung und Begründung seiner Gedanken zu verstatten, als der Dialog es zulassen könnte, jedoch so, daß sich gleich an das in solcher Art Vorgetragene die gegenseitige Beurtheilung des Gegebenen, wie eine fortgesetzte Besprechung desselben Gegenstandes, anschließt; so daß daraus der geselligen Unterhaltung neue Stoffe zu Theil werden, in unserem Fall aber noch eine Kritik über ihr eigenes Wesen. —

Ist es bei gewissen Gelegenheiten schon von vorn herein ein nicht unbedeutendes Verdienst, eine Wahl auch nur getroffen, eine bestimmte Aufgabe sich auch nur gestellt zu haben; so befinde ich mich gegenwärtig freilich nicht auf einem so günstigen und rühmlichen Standpunkt. Mein Thema, wie inhaltsvoll und dringend es ist, wie entschieden seine Ausführung auch andere Gebiete in einer eigenthümlichen Beleuchtung

zeigen dürfte, lag, so zu sagen, schon auf der Hand, es wurde mir dieses Thema von der Zeit schon gegeben, ohne daß ich erst nöthig gehabt, in diese irgend etwas erst künstlich hineinzutragen, ihr eine Neigung, eine Forderung unterzuschieben, welche sie selbst nicht gehegt. — Ich lauschte auf die verborgensten und offenkundigsten Regungen, ich vertiefte mich in die verschiedensten und jetzt täglich einander sich ablösenden Lebensfragen, ich verglich und studirte die Organe der Oeffentlichkeit, wie beschränkt und zweideutig sie mitunter auch noch seyn mochten, und hütete mich wohl, in mein Resultat irgend etwas mit eindringen zu lassen, was nur das Vorhandenseyn eines noch schwankenden Durcheinander, und nicht das Auslaufen aller fließenden Ansichten in Einen Hauptstrom hätte vorführen können; und ich wurde, ich gestehe es, überrascht, indem ich eine solche Einheit der Tendenz, des Charakters wirklich vorfand, eine Einheit, in welche alles das ausläuft, was politisch und kirchlich, was literarisch und industriell unser Zeitalter durchgährt: es ist die Idee der Societät. — Ich werde daher diejenige Geselligkeit, welche die Bildung, welche der Umschwung unseres Zeitalters verlangt, unmöglich ihrem eigentlichen Wesen nach erfassen können, ohne

zuvor auf die socialen Tendenzen der Gegenwart näher einzugehen, ohne auf ihre Hauptphänomene immer wieder hinzudeuten.

Wenn ich aber die Idee der Societät als das eigentliche Lebensprincip des heutigen Zeitgeistes hervorhebe, so soll damit zugleich ausgesprochen seyn, daß der Zeitgeist diese Idee noch keinesweges erreicht hat, obwohl er sich stark auf dem Wege dazu in seiner Bewegung befindet. Ueberblickt man nämlich mit sicherem, festem Auge die thatsächlichsten Bestrebungen der letzten Decennien, so werden sich alle diese Ereignisse, nach dem Grundsatz der Zusammengehörigkeit, in zwei Gruppen ordnen, in zwei Gegensätzen sich herausstellen. —

Zuerst sehen wir, nachdem mit Begeisterung die Unabhängigkeit von einem außerordentlichen Individuum, die Unabhängigkeit der Völker, insbesondere Deutschlands, von der Macht eines Welteroberers erkämpft worden, mit und während der Restauration, die Interessen einem Früheren, einem blühend Gewesenen sich zuwenden, um, wo möglich, durch Reflexion und durch Phantasie, durch einsames Studium und durch Kunst, durch Empfehlung und durch ausdrückliches Gebot ein neues Blüthenalter des Alten hervor-

zuzaubern. Ein Blüthenalter des Alten, — welch' harter Widerspruch schon! — Auch daß dieses durch Studium und durch Kunst, nun gar durch Empfehlung und durch Gebot erreicht werden sollte, besonders aber, daß es die Wiedererzeugung eines Alten galt; verräth uns das Mißliche dieses ganzen Unternehmens, dessen alleiniger Silberblick etwa noch in der deutschen Literatur erreicht worden ist, wo doch das Talent zu Gunsten des Alten und dessen Aufstutzung immer etwas beitragen konnte. Was damals der Geist der Religion des Tieferen im deutschen Volke wiedererweckte, welches den alten, ewig jungen Glauben in einem neuen Zungenreden verkündete; das wollen wir stets als eine heilige Erinnerung bewahren. Was damals der corporative Geist an deutschen Universitäten zu schaffen unternahm, was einen fröhlichen Sinn für Gemeinschaft erzeugte, was davon lebendig in das Leben der jungen Leute überging; das wollen wir in seinem energischen Charakter, und vor allem, wie es mit deutschem Liede in der Feier des deutschen Vaterlandes wundersam zusammenklang, stets geehrt wissen, und haben es als eine Blüthe jener Periode zu betrachten, die es vielleicht zu Früchten gebracht haben würde, wenn man höheren Ortes den Schwindel

zu zerstören gewußt, ohne, wie gewöhnlich, das Streben der Jugend nach dem Organischen zu verkennen. Alles Uebrige aber, was sich daran und darum bildete, dieser deutsche Rock und dieses deutsche Haar, diese ganze, deutschthümelnde, neue Edition des Mittelalters, mit nachgeahmter Malerei der Buchstaben und Heiligenbildchen, dieses Jahnsche Radebrechen mit deutschem Ausdruck, um nur gewiß zu seyn, daß man auch wirklich noch deutsch spreche, vor Allem aber das gewaltsame Wiedereinsetzen des Früheren aus einseitigem Interesse der Reaktion; ich habe es stets vom Uebel gehalten, denn es legte für seine Zeit den Beweis ab, daß, ungeachtet der Uniform des deutschen Rockes, Deutschland selbst in sich zersplittert sey; den Beweis, daß man sich so sehr von dem eigentlichen Fortschritt in nationaler Eigenthümlichkeit entwöhnt hatte, daß man außer Acht ließ, wie, ein Früheres usurpiren, noch lange nicht heiße, seinen Beruf erfüllen, und wie das Leben viel zu ernst sey, als daß man noch Zeit haben dürfe zu solchen Verkleidungen und Studien in frühere Rollen hinein, um eine bloße Vermummung des Mittelalters aufzuführen, statt im Schweiße des Angesichtes zu arbeiten, und auch in der Freude noch den schaf-

fenden Geist, und vor allem den Charakter zu bekunden. —

Man sollte vor nichts Anderem eine größere, eine bleibendere Achtung haben, als vor dem noch lebenden Genius eines Volkes. In einem tüchtigen Volke leben seine Väter von selbst in heiliger Erinnerung fort, aber die Söhne sollen nicht von den Vätern leben. Sie sollen und wollen vielmehr das Ererbte fortsetzen, sie wollen es mehren, sie wollen aus dem überkommenen Material neue Werke schaffen und wieder schaffen, wie sie sich in einem neuen Geschlechte fortsetzen wollen, das selbst wieder tüchtig ist, auf eigenen Füßen steht, und eigene, noch nie dagewesene Schöpfungen hervorruft. Kurz, sie wollen den Fortschritt in alle Wege. Sie wollen ihn erringen unter ausdauernder Arbeit, sie wollen ihn erkämpfen unter allen nur möglichen Gefahren und Aufopferungen. Sie wollen die tiefere Einsicht als ihre Väter, sie wollen den reineren, umfassenderen Schönheitssinn, sie wollen die, wo möglich, noch vorurtheilsfreiere, die hochherzigere Gesinnung! — Ein tüchtiges Volk ist keine Dienerschaft, und wird sich auch nie zur Dienerschaft herabwürdigen lassen; kein Troß von Heiducken, dem irgend ein vornehmer Herr

die erste, beste Hanswurstjacke von Livrée aufheften darf, aus purer Liebhaberei und Kurzweil. Es gab in der Restaurationsperiode einen Zeitpunkt, in welchem man schon wieder, aus schwächlicher Furcht vor dem Demos, den deutschen Rock verbot. Gott bewahre uns vor Zeiten, in denen man ihn gar gebietet! — Ein tüchtiges Volk verschmäht die bloße Renovirung alter Institutionen, weil es sich eigenen Schöpfungsberufes und -Dranges bewußt ist. Ein tüchtiges Volk sträubt sich gegen den bloßen Ausbau, und wäre es der des erhabensten Denkmals der Vorzeit, obwohl es ihn in gewissen Beziehungen auch wieder zu schätzen weiß. Aber, wie es die Vergangenheit als ein gemeinsames Gut und Heiligthum, als ein unwandelbares Fundament ehrt, und wie es so der stolzeste, unabhängigste Grundbesitzer von ältestem Adel ist; so will es auf jenes Fundament einen Neubau gründen, welcher die Größe und den Ruhm auch seines Geschlechts und seines Jahrhunderts den Künftigen erzählt. — Die bloße Restauration — da sie als solche immer der Rückschritt ist — giebt den sichersten Beweis von einer sehr mangelhaft verwalteten Staatswirthschaft. Eine solche Restauration ist recht eigentlich eine Garküche, welche alte, abgestandene, aufgewärmte

Ueberbleibsel künstlich zu einem Ragout zusammensetzt, und man weiß, es ist allemal ein schlechtes Zeichen, wenn eine Familie — dieses Grundelement des Staates — aus der Restauration ißt. Jedes tüchtige Volk, wie jede wackere Familie wollen ihren eigenen Herd haben, einen Herd, von welchem das heilige Feuer täglich neu, als gemeinsames Opfer, zum Himmel hinauflodert, einen Herd, um den sich Alle versammeln, und welcher die Heimath ihrer Heimath, das schützende, aber auch zur Vertheidigung, wie zum Angriff einigende Adyton ist. —

Die Hauptzüge der Restauration sind aber deßhalb so wichtig für uns, weil sie den Beginn desjenigen bezeichnen, dessen Fortsetzung einen großen Theil unserer heutigen Tagesereignisse bildet. Denn alles, was in der Gegenwart sich als das ausschließend Conservative zu erkennen giebt, als einseitiger Absolutismus, als Aristokratismus, als Pietismus, als Papismus, als engherziger Patriotismus und Zelotismus, das findet den Anfang seiner Wiederverjüngung in jener Restauration, und bildet so den bestehenden einen Gegensatz. —

Dann aber sehen wir mit dem Anfange der dreißiger Jahre, vom Auslande her, mit der Juli-

revolution die andere Seite sich praktisch hervorkehren, welche theoretisch in Deutschland, als dem eigentlich ideellen Boden, längst in der Literatur sich geltend gemacht, und in Kant, in Fichte, vor Allem in Hegel den Proceß einer überaus reichen, schnellen Culturentwickelung offenbart hatte. Seit jenem Ereigniß in Frankreich jedoch begnügte sich die letzte Seite — und mit Recht — keineswegs mehr damit, ein rein literarisches Ereigniß zu seyn, sondern, in das Leben des Volkes und der Völker übergehend, wird sie ohne Zweifel eine der bedeutendsten Epochen in der deutschen Politik bilden. — Es hat seitdem immer mehr aufgehört, daß nur die Cabinette, daß nur die Fürsten Politik machen, während die Völker allein das Zusehen dieses Schauspiels, oder oft auch nur dieser Farce haben, und auch das Zusehen keineswegs umsonst, sondern für beträchtliche Zahlung. Die sogenannten Conservativen verstehen in der Regel zwar die Geschichte der Deutschen — etwa nach Luden — ihrem äußeren Verlaufe nach, sie verstehen die Geschichte manches einzelnen Volkes, aber sie verstehen nicht die Geschichte der Völker. Sie kennen zwar die Ereignisse, aber sie begreifen nimmer den Geist, der sie gewirkt, und der

sie zu neuen Wirkungen fortführt. Ich gebe den Conservativen daher vor allem den Satz zu erwägen: wie der tiefste Begriff der Schöpfung Erhaltung ist, so ist auch der wahre Begriff der Erhaltung Schöpfung. —

Es ist der Liberalismus, welcher sich besonders seit der Julirevolution auch in Deutschland eine neue Gestalt gegeben hat.

Ich denke mir unter Liberalismus aber nicht das, was sich bis auf unsere Tage hin, unter diesem Ehrennamen auf Kosten aller Tiefe so häufig bloß breit gemacht hat; was, den substantiellen Inhalt des Staats und der Kirche, der Wissenschaft und der Kunst, ja selbst die objektive Bedeutung des göttlichen Wesens, als absoluter Persönlichkeit, antastend, in das blödsinnigste Ich wieder hinunterfiel und hinunterfallen mußte. Indem ich den Liberalismus einstweilen bestimme, als die Einsicht, wie der Geist nichts ist ohne die Freiheit, und zwar die Freiheit, seinen eigenen Inhalt, sey es, welcher es sey, auszulegen, und den der Welt in sich hereinzunehmen, um so das Gesetz und somit die Nothwendigkeit als die Freiheit selbst zu erkennen, und das alles als sein

unveräußerliches Recht anzusprechen; werden wir den Liberalismus näher in seinen weiteren Forderungen uns zur Anschauung bringen.

In der Literatur repräsentirte diesen Liberalismus, außer den nachhaltigen Evolutionen der neueren Philosophie, zunächst diejenige Schule, welche man die junge Literatur genannt hat, ein Name, den man rechtlicherweise, nach so vielen Leiden seiner Träger, von allem ungünstigen Vorurtheile befreien sollte, da er von einem so schönen Klange ist, da die Jugend stets mild und liebevoll berichtigt, nie aber angegrämelt, noch weniger je in ihrer Entwickelung gehemmt und dadurch tyrannisirt werden sollte. Auch hatte, wie angedeutet, diese junge Literatur vorherrschend noch keine politische Tendenz. Es verhält sich aber diese Schule zur Julirevolution ganz so, wie sich die Schule der beiden Schlegel zur Restauration verhielt. —

Seit der Julirevolution nun tritt unverkennbar, — wie sehr gewisse Leute es auch verheimlichen wollen — ein ganz neues sich Bewußtwerden und Geltendmachen freier Individualität und Selbstständigkeit der Völker unter den ersten Nationen Europa's glänzend hervor, indem die überall sich ankündigenden, socialen Bestrebungen in ein allgemeines Bedürfniß

einer höheren Societät zusammengehen; so wie die Restauration — der Name schon sagt es — zur Wiedereinsetzung des Mittelalters mit allen seinen Weltansichten und Formen, bis zu einer Transsubstantiation des Protestantismus in den Katholicismus hinneigt. So daß jenes deutsch katholische Dichten der Romantiker, mit seinen märchenhaften Halblichtern, dem träumerischen Ruhen der Deutschen auf den Lorbeeren der Freiheitskriege vortrefflich zu statten kommen mußte.

Es ist jedoch, wie wir Alle es wissen werden, fast keine Instanz des Geistes in ihren ewigen Rechten von geistlichen und weltlichen Herren bis auf diese Stunde so sehr mißkannt, so grob verlästert und verletzt worden, als eben die Instanz des freisinnigen Princips. Es ist dieß eine Verletzung theils aus Beschränktheit, theils aber auch aus Absicht, der übrigens ohne Zweifel die Nemesis nachfolgen wird. Man hat kaum noch geahnt, oder man hat gar das Gewußte geläugnet, daß die freisinnigen Principien überall mit der Religion, daß sie überall mit der Wissenschaft und zumal mit der Philosophie schon gesetzt sind, und daß sie daher auch ohne die gröbste Barbarei und ohne die größte

Unrechtlichkeit keinem Individuum vorenthalten werden dürfen. Dieß den Beschränkten endlich doch noch einzuflößen, dieß den Läugnenden endlich doch noch abzuzwingen, ist die Hauptaufgabe jener socialen Tendenzen, welche sich zur Societät eines großen Völkerbundes allmählich heranbilden, die jedoch kein einzelnes Individuum, sondern die Intelligenz der Welt selbst vermitteln wird. Ohne die Lösung dieser Aufgabe wäre das Wesen der absoluten Religion und wäre die Wissenschaft zuletzt doch noch gefährdet, wenn die Lösung nicht eben erreicht werden müßte. Seyen wir nur unter jeder Bedingung gerecht in der Beurtheilung! Denn wer kann Recht erwarten, wenn er nicht selbst Gerechtigkeit ausübt?

Es ist überaus merkwürdig, daß der Name Baruch für die neue Geschichte von besonders vortheilhafter, ja von prophetisch-erhabener Bedeutung zu seyn scheint. Baruch bedeutet bekanntlich der Gesegnete. Darum geht denn auch von diesem Namen seit längerer Zeit ein so unverkennbarer Segen aus, obwohl Viele diesen Segen noch immer nicht zugeben wollen. Es ist der Segen des alten Bundes, es ist der auf dem Flügel der Völkertradition fortlaufende Segen des Mosaismus, es ist der dumpfe Groll des

Judenthums, welches, allerdings in seiner geschichtlichen Idee oft einseitig und roh aufgefaßt, mit der herben Strenge seines ethischen Gesetzes, mit der Schärfe seiner Verstandesgewalt jetzt als das ätzende Salz wirken soll, uns vor der Fäulniß des Stolzes und der richtenden Unmenschlichkeit gegen anders Denkende zu bewahren. Man muß das Judenthum in seinen heiligen Rechten anerkennen, um das Christenthum in seiner Weltmission und Universalität verstehen zu können. Ja, Baruch Spinoza und Baruch Börne! — Welche Verfolgung, welche Schmach knüpft sich an diese beiden Namen! Aber der Verfolgte war doch stärker als der Verfolger, und der Geschmähte war doch reiner und seliger als der Schmäher, und wer zweifelt wohl noch, daß dieser Beiden Geister für das Gedeihen wahrhaft freisinniger Principien gerade in unseren Tagen besonders wirksam gewesen? — Wie sich Baruch Spinoza am liebsten Benedikt zu nennen pflegte, so haben diese beiden Benedikte, Spinoza und Börne, in der neuen Zeit, wenn auch in weiten Zwischenräumen, einen neuen, einen weit verbreiteten Orden der Benediktiner gestiftet, welcher die Freiheit und die sittliche Würde und das Recht der Individuen schützt und schützen

wird, ob deren Beschützer auch nicht seyen die Söhne von Fürsten, und ob sie auch nicht aufzuweisen haben die Approbation irgend eines Pabstes! —

So strebte denn jener Liberalismus immer mehr in die Weite hinaus, und beschrieb immer größer werdende, concentrische Kreise auch in dem politischen Leben der Deutschen. — Man muß den jüngern Abkömmlingen der Hegelschen Schule das Zeugniß geben, daß sie sich in diesem Streben große Verdienste erworben. — Auch die Cabinette natürlich wurden auf die Wichtigkeit jenes neuen Geistes hingelenkt. Die Einen, ihm willig sich öffnend, und mit dem, was im Volke sich gebildet hatte, ein lebendiges Verhältniß anknüpfend; so daß in erstaunenswerth kurzer Zeit, in Vergleich mit der früheren Unverrückbarkeit, organische Verfassungen hervorgingen, in der Form von wirklichen Vertretungen, von constitutionellen Institutionen. Die Andern, nicht ganz schon in das Neue einlenkend, mit Argwohn, mit Zweifeln es betrachtend, doch aber, vielleicht aus dem Gesichtspunkt einer stetig sich bildenden Weise des Fortschritts, neue Schöpfungen hervorrufend, und dem Liberalismus wenigstens durch Milde, durch Humanität, durch vortreffliche Pflege der Intelligenz

huldigend. Noch Andere jedoch freilich dem Neuen sich völlig entgegenstemmend, wodurch denn, in der äußersten Strenge des Stabilitätssystems, entweder eine allgemeine Verdumpfung und Ertödtung oder ein gährender Conflikt, ein stets unterhaltener, leidenschaftlicher Kampf zwischen der Freiheit der Einzelnen und dem Zwange der Regierungen entsteht und entstehen muß.

Das größte Unglück, welches eine aufstrebende Zeit, wie die unsrige, treffen kann, findet allemal dann statt, wenn das allgemeine Band der Vernunft so sehr verkannt und verachtet wird, daß sich der werdenden Völker-Societät gegenüber eine bloße Societät der Regierungen, der Fürsten oder gar des Klerus bildet, welche, pochend auf die Masse und pochend auf die Macht von oben, die rückgängige Bewegung mit Nothwendigkeit einschlägt, weil ja jeder Stillstand des Geistes sofort rückgängige Bewegung wird; so daß mitten in der stürmischen Debatte der Parteien die Regierung selber zur bloßen Partei, ja zur Coterie herabsinkt, ihre eigenen Leidenschaften austobt, ihre eigenen Liebhabereien an Günstlingen geltend macht. Dieß ist dann die Carikatur des Socialen. —

Was für eigen geartete, was für gewaltsame Veränderungen gingen doch überhaupt in der Geschichte durch Uebermacht des physisch Stärkeren schon oft mit den Völkern vor! Mit Völkern, die allerdings ein besseres, ein unabhängigeres Los verdient hatten, mit Völkern, in denen noch Lebenskraft und Geist genug vorhanden war, um lebendig integrirende Theile in der großen Societät der Menschheit zu werden! — Was würde wohl einer der Alten, welche eine so großartige Auffassung und eine so poetische Darstellung der Metamorphose besaßen, zu einer so barocken Verwandlung gesagt haben, wie sie in neuerer Zeit zum Beispiel Griechenland hat erfahren sollen? — Wenn schon Athen nach München wandern mußte, in seinen Kunstwerken, warum sollte nun auch noch München nach Athen kommen, in so manchen seiner Finsterlinge, deren häßlichen Lieblingsvogel nicht leicht die Eule der Pallas für gleichen Geschlechtes anerkennen wird, um die heiligen Räume des Panthenon zu umschwirren; desto leichter konnte jedoch freilich jene platteste aller Metamorphosen vor sich gehen, daß der funkelnde, ätherische Wein von Chios in ein schweres, baiersches Bocks-Bier umgetauft wurde! — Wahrlich, die Verwandlung

des Weines in Bier ist das schalste, das frivolste aller Wunder! — —

Wir haben gesehen, daß auf der liberalen Seite des oben erwähnten Gegensatzes ein wirklicher Fortschritt statt fand, geschweige, daß der Liberalismus, wie er aus der Julirevolution lebendig heraustrat, in Deutschland viel tiefer ideell sich fortentwickelte, als in dem Nachbarlande, weil er in Deutschland kirchlich und literarisch schon bestand. So daß der deutsche Liberalismus ein ganz und gar eigenthümliches Gewächs ist, neben dem französischen, aus gar keiner Uebersiedelung hervorgegangen, sondern aus dem tief germanischen Unabhängigkeitssinn, aus Vermählung des Blitzes, welcher in der Politik geschichtlich zufällig und doch wieder nothwendig in Frankreich allerdings zuerst niederfuhr, aber durch Fortleitung auch in Deutschland zündete, mit jenem Lichte, welches als ein ewiges Urfeuer von deutschen Priestern, besonders seit Luther und Lessing, in unserer Literatur gepflegt worden. Und dieses Feuer, dessen Herd Deutschland ist, möchte wohl, wie die jetzigen Franzosen es auch schon anerkennen, für die neue Weltbildung Europa's den Ausschlag geben, weil es, dem Sonnenfeuer gleich, durch den bloßen Umschwung

des Denkens — eine Rotation, die man freilich hemmen will — sich ewig aus sich selbst hervorbringt, weil es aus der Idee herausschlägt, weil es aus unumstößlichen Principien, aus unwandelbaren Theorieen herkommt, aus Theorieen, welche ihre Form, die Praxis, in der Popularität der umfassendsten Sprache besitzen.

Dieser Liberalismus, welcher die Bildung jedes Individuums zum Bewußtseyn seiner, als eines freien Geistes, fordert, zum Bewußtseyn seiner und der Menschenrechte, nicht in dem dürftigen Sinne Paine's, sondern in der Bedeutung der absoluten, der christlichen Religion; dieser Liberalismus, welcher behauptet, daß das freie Individuum sich mit dem vernünftigen Gesetz, als seinem eigensten Innern, in Uebereinstimmung wisse, von demselben nicht mehr bloß gerichtet werde, und dann erst wieder seinem Gericht verfalle, wenn es sich selbst um seine Freiheit gebracht; dieser Liberalismus fordert, daß, weil das Gesetz die Freiheit selbst ist, da Alle frei seyn, auch Alle vor dem Gesetz gleich seyn sollen, Keiner darüber stehen, weil Gott nicht einmal darüber stehe, sondern in absoluter Weise das Gesetz sey. Dieser Liberalismus fordert, daß, wie alle dem Beruf nach

frei sind, das heißt, durch die Erziehung in die Freiheit zu entlassen, auch jedes Volk, als eine durch das Gesetz und die Freiheit organische Gesammtheit von Individuen, in seiner Freiheit und den daraus fließenden Rechten öffentlich anerkannt werde; daß das Volk daher auch selbst wieder eigene Organe habe, durch die es sich nach allen Richtungen hin mit den Institutionen seines Lebens ausgleichen, sie mit Einsicht durchdringen könne. Dieser Liberalismus fordert, daß das Volk in dieser Weise mit der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, der Literatur, der Regierung, dem Fürsten, den andern Völkern, zuletzt, mit der Menschheit vermittelt werde, durch Industrie, durch Handel, durch Repräsentation im vollständigsten Sinne, vor Allem aber durch freie Presse, damit das Volk Gewißheit, damit es einen Selbsteinblick erhalte, ob diese Vermittelung ununterbrochen, ob sie nach dem strengsten Rechte auch vor sich gehe; auf daß so das Volk stets Gelegenheit habe, sich für sein eigenes Leben, für den Staat, für die Kirche zu bilden; damit es zur Oeffentlichkeit gelange, durch welche erst der Ideenumlauf und alle äußeren Funktionen in ihren Anfang wieder zurückkehren, ein gesundes Ganze verbürgen.

Und, indem der Liberalismus diese Forderungen macht, sind bereits in seinem Gefolge, der Nationalgeist, der Fortschritt, die Oeffentlichkeit, die Vaterlandsliebe als Staat, die absolute Religion als Kirche, nirgend aber isolirt, nirgend von einem einseitigen Standpunkt aus gegen andere Völker und Gemeinden sich feindlich abschließend, sondern von dem Einzelbewußtseyn des Individuums zur Vollständigkeit des Weltbewußtseyns übergegangen. — So bildet der Liberalismus, mit dem, was in seinem Gefolge ist, Opposition gegen die oben angeführten Mächte, wiefern sie den Fortschritt versperren, gegen den einseitigen Absolutismus, den Aristokratismus, den Pietismus, den Papismus, den engherzigen Patriotismus und Zelotismus.

Wir können übrigens die Art und Weise, wie die Opposition von den Ultra's eines bloßen Schein-Liberalismus ausgeübt worden, nur auf's Entschiedenste verwerfen, mit ihr freilich auch die ganz und gar charakterlose Stumpfheit eines sogenannten Juste Milieu. Wo ist da jene Liebe geblieben, die, sage man, was man wolle, unter allen Umständen der unveräußerliche Zusammenhalt Aller mit Allen seyn soll, indem selbst die Wissenschaft in ihrer Absolutheit dieses so sinnvoll in dem Namen schon ausdrückt, welchen sie führt,

die Philosophie. Ein Individuum oder eine Coterie aber, welche gar in die Brutalität, in den Haß des Gegners völlig aufgehen, beweisen, wie ungebildet, wie erfolglos ihre Polemik noch ist, geschweige ihre Principien wie dürftig! Man hat vielen Lärm gemacht mit jenen erhaben klingenden und kindisch angestaunten Tiraden, man könne und solle die Ethik praktisch durchführen, nämlich erfüllen ohne den Gott, auf den man sonst sie bezog. Die Religion brauche man schon gar nicht, hieß es, am allerwenigsten aber das, was man bis dahin Unsterblichkeit genannt. — Man hat indessen nicht einmal auf dem Papiere sein Wort gehalten. Man ist, ungeachtet jener großsprecherischen Versicherungen so jämmerlich gewesen, daß man im Kampfe, den man geführt, die Leidenschaft oft bis zur gröbsten Ungerechtigkeit hat walten lassen. Der gesunde, wissenschaftliche, dem wahrhaften Fortschritt zugewendete Liberalismus muß sich am meisten solche Freunde verbitten, die mit der Wahrheit, mit dem Rechte Verstecken spielen, und die Wissenschaft selber so abstrakt und schwachköpfig üben, daß sie nicht einmal ahnen, was der eigentliche Zusammenhalt alles Lebens

ist, geschweige, daß sie es durch die That darstellten. Auf solchem Wege erlangen wir noch weniger als nichts, denn wir verlieren selbst das Bisherige. Der Liberalismus der Gegenwart ist zu sehr bereits das Resultat einer rastlos vorwärts gehenden Wissenschaft, er ist zu entschieden im Besitze des Rechtes, einer unendlichen Produktivität und lautern Gesinnung, als daß er sich durch solche marktschreierische Pfuschereien compromittiren lassen dürfte. —

Es muß derjenige Conservative, welcher guten Willen und die ausreichende Bildung hat, einsehen lernen, daß die bloß geschichtliche Sphäre, sey es die des historischen Rechtes, oder die der Geschichte selbst, nicht mehr im Stande ist, den Staat und die Kirche zu produciren, welche noch den Zusammenhang mit der Idee nachweisen könnten. Ich sage absichtlich: den Staat und die Kirche produciren, indem ich darunter jenes freie und eben deßhalb nothwendige Schaffen verstehe, in welchem sich aus der Vollmacht Gottes die Idee selbst zur Wirklichkeit bringt, während das beliebte Construiren jener Institute nichts ist als ein mondsüchtiges Abstrahiren von allem Wirklichen, oder gar ein eigen-

williges Tyrannisiren der Rechte des Volkes und des Einzelnen. Es kann aber das historische Construiren des Staates und der Kirche aus den Principien der äußerlichen Legitimität und des bloß historischen Christus schon deßhalb nicht ausreichen, da die wissende Einsicht, daß ein solcher Staat auch wirklich Staat, und daß eine solche Kirche auch wirklich Kirche sey, nie erlangt werden kann.

Was den Staat betrifft, so haben wir gesehen, wie Freiheit und Gesetz sich gegenseitig fordern. Und in Mitte dieser beiden Pole: Freiheit und Gesetz geht denn auch die ganze Staatsbewegung um die Achse des Bestehenden vor sich, liegt das ganze Geheimniß der Politik verborgen, welches aber kein Geheimniß mehr bleiben soll; so daß wenigstens alle Geheimen Räthe der Politik abgesetzt werden sollten. — Indem aber Freiheit und Gesetz sich der ganzen Breite jener Staatsverfassung mittheilen, so bekommen wir eine Reihe, die sich eben so in sich unterscheidet und eins ist, wie die Pole es sind, eine Reihe, welche jene unendliche Mannichfaltigkeit des Wirklichen ausdrückt, die, ungeachtet der Einen Norm des Gesetzes, mit Recht gegen jede absolute Fertigkeit der Verfassung Widerstand leistet. Wir

bekommen aber auch, indem Freiheit und Gesetz überall gesetzt werden, einen Staat, der nun schon eine solche Bildung und Sicherheit erreicht hat, daß auch jedes andere politische Moment, zum Beispiel Herrschaft oder Gehorsam, überall gesetzt werden muß, nur verschieden geartet, nach Maßgabe der Stellung, der Bildung, des Talentes, des Verdienstes. Diese Idealität des Staates, welche das Wesen der constitutionellen Monarchie ist, und welche auf Kirche und Literatur dieselbe Anwendung leidet, hat ihre Majestät als Substanz im Ganzen, als Accidenz par excellence im Fürsten, und zwar Beides mit Nothwendigkeit.

Was aber die Kirche betrifft, so sind in ihr bekanntlich jene alten Todfeinde, der Rationalismus und der Supernaturalismus, längst überwunden, und auch hier handelt es sich jetzt um eine Frage, an deren Beantwortung mit Recht die Gemeinde selbst eben so Theil nimmt, wie früher lediglich die Theologen. Auch hier handelt es sich, wenn wir den gegenwärtig nur diplomatisch eingelullten Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus erwägen, oder gar den noch härteren zwischen Pietismus und Vernunft darum, ob auch in kirchlichen Dingen ein

papistischer — oder gar politischer — Imperativ, ein kirchenregimentliches: du sollst, oder die individuelle Freiheit der Intelligenz, in Uebereinstimmung mit dem Gesetz, ein liberales: ich will, Platz behalten soll. Freilich wird hier die wahre Wissenschaft über das Christenthum eine ganz andere Ansicht offenbaren als gewisse Moderne es sich träumen lassen.

Endlich, die Literatur anlangend, so ist auch von ihr dem Absolutismus einer herrschsüchtigen Gelehrten- und Schriftstellerkaste der Krieg nicht bloß angekündigt, sondern er ist in vollem Gange, indem die Gegenwart der mit dem classischen Zeitalter abschließenden, und die Literatur nur mehr für den Gelehrten bestimmenden Autorität ein populäres Zeitalter der Literatur entgegenstellt, und auch die literarische Angelegenheit zur Sache der Nation macht, um die höchste Societät auch in der Literatur zu gewinnen, durch die Nationalliteratur eine Weltliteratur. Und zu läugnen ist nicht, daß der Liberalismus auch hier sich im Vortheile befindet, daß er die größere Umfassung, daß er die praktischere Gewandtheit, daß er den gleichmäßigeren Fortschritt auf seiner Seite hat. Denn, indem die Aelteren, oft Männer von Geist, denen man eine so kleinliche, ideenlose

Schwäche und Anmaßung nie zugetraut hätte, von sich und von den Dahingegangenen sprechen, als hätte der Geist der Geschichte mit ihnen sich nun erschöpft, und, indem sie die Jugend barbarisch abstoßen, mit dem frivolen Glauben an die Wiederkehr des Mittelalters; so wollen die Jüngeren das Alte sich ja keinesweges nehmen lassen, wiefern es durch seine Vollendung dem Zeitlichen schon von selbst enthoben ist, und halten zumal die Classik unserer Literatur so sehr in Ehren, daß sie nur auf diesen Trophäen neue zu pflanzen gedenken, und bereits gepflanzt haben, von einem Lorber umgrünt, den ihnen keine irdische Gewalt entreißen soll, und den sie nicht vertauschen möchten mit dem Eichenlaube irgend eines Ordenssternes.

In der That, solche Gesinnungen berechtigen zu Hoffnungen! Schon berühren sich in ihnen die entferntesten Orte unseres Vaterlandes! Schon werden die Ideen mehr und mehr Gemeinbesitz! Schon sehen wir ihn gebahnt, und bald auch zurückgelegt, den früher so beschwerlichen, den oft nicht einmal zugänglichen Weg von den Werkstätten beschaulicher Gedankenschöpfer, einsamer Sprachkünstler bis zum Verkehre des Lebens, bis zum Ohre eines

Jeden! So daß der Gedanke, kaum geboren, auch schon im Herzen der Nation wiederhallen wird; so daß das Wort frei seyn wird, indem einige langsame Geister noch lange Berathschlagungen anstellen, ob man es auch frei geben dürfe. — Aber vor allem gehe man unter denen, die es redlich meinen, wieder und wieder auch in sich selbst ein, man appellire an die Wahrheit, und nicht an seine Lieblingsneigungen; man appellire an sein Gewissen, und vor allem an das Gewissen der Geschichte und der Welt überhaupt, ob auch der Geist, der da treibt, lauter ist, ob er auch nirgend das bloße Ich meint. Nur lautere Gedanken finden das rechte Wort, und sprengen jede Fessel des Wortes, wie die reine, jungfräuliche Blüthe die Knospe sprengt. Bringet nur die ächte, die kräftige Traube in die Presse, und bleibet bei solcher Aechtheit des Inhalts, der Gesinnung, und die Presse wird frei seyn, ehe ihr es erwartet habt, denn — das Himmelreich leidet Gewalt! —

Suchen wir nun aus allem Bisherigen ein Facit für unser Vorhaben zu ziehen, so besteht es in den Sätzen: das Volk ist der Staat, die

Gemeinde ist die Kirche, die Sprache der Nation selbst ist die Literatur. In welcher Formel zugleich das wahrhafte Wesen der Societät ausgesprochen liegt, welches wir näher so bestimmen, daß wir sagen: die Societät ist die durch öffentliche Organe vermittelte, von keiner menschlichen Willkür abhängige, durch sich selbst gesetzte, und in sich selbst gesicherte Theilnahme jedes Einzelnen und der Nation an dem staatlichen, kirchlichen und literarischen Leben der Gegenwart, zum Wohle des Einzelnen, der Nation und der Menschheit.

Indem aber diese Idee der Societät, wie ich sie so eben bestimmt habe, nach meinem Dafürhalten das eigentliche Lebensprincip des gegenwärtigen Zeitalters ist, in welcher jedoch nur die Gesammtheit und nirgend der Einzelne die Entscheidung hat, die Bewegung zum Fortschritt unterhält; so ist freilich, wie es auch am Anfange schon ausgesprochen worden, einzugestehen, daß noch nirgend in der Gegenwart ein vollendeter Organismus des Socialen hat erreicht werden können. Aber der Uebergang dazu ist gemacht, und so ist unsre Zeit noch nicht die Wirk-

lichkeit der Societät, sondern nur das Zeitalter socialer Tendenzen. Daher stoßen wir in unseren Tagen auch überall auf Vereine, und zwar auf Vereine zu weltlichen und geistlichen Zwecken, auf Coalitionen und Missionen, auf Parteien dem äußersten Kampfe für die heiligsten Güter geweiht. Auch können wir uns dazu Glück wünschen, denn alle Halbheit ist Tod, und alle Gleichgültigkeit ist Verwesung des Geistes. Ja selbst der conservirende Absolutismus empfindet in seiner sonstigen Starrheit und Abgeschlossenheit die Einwirkung wenigstens eines geistähnlichen Fluidums, so daß er nicht genug hat an dem, was ihm das Mittelalter gebracht. Während er die alten Gilden und Gesellungen restaurirt, sie neu verbrämt und ausstaffirt, die zerfallenen wieder einsetzt, sieht er sich von einem Scheine schaffender Thätigkeit von sich selbst überrascht, und überredet auch er sich, neue Bildungen hervorzurufen. —

Nun kann zwar behauptet werden, daß ein solches Zusammentreten, daß in dem Sinne sociale Tendenzen zu allen Zeiten, und zumal im Mittelalter dagewesen seyen. Indessen hatten jene Verbindungen damals einen noch ganz anderen Charakter, als daß wir sie in unserer Bedeutung social nennen könnten.

Es hatten jene Unternehmungen damals noch keinesweges zum Zwecke die Mündigmachung der Völker, und konnten ihn nicht haben. Es lag vielmehr in dem ganzen Wesen des Mittelalters, in dem riesenhaft groß, aber auch mystisch-geheimnißvoll durchgeführten Staats- und Kirchen-Bau, daß das Mysterium der Idee verbleiben solle, daß es überall zu verwalten und zu verwahren sey von besonders Geweiheten und Gesalbten, von Priestern und von Fürsten, und daß es nur bei feierlicher Gelegenheit vorgezeigt werden dürfe, als Monstranz, damit die Laien, das Volk immer wieder an die Wissenden und Herrschenden glauben lernten. Das gerade Gegentheil davon bildet die Gegenwart. — Eben deßhalb, weil unsre Zeit zur Gesammtheit, und zum Gemeinbesitz der Idee hindrängt, damit der Geist des Volkes auch bewußt das werde, was er an sich schon ist, und es dann erst in Wahrheit heißen könne, die Stimme des Volkes, die Stimme Gottes; eben weil unsre Zeit die Lösung dieser Aufgabe als nothwendig erkannt hat, und im Begriff ist, mit vereinigten Kräften alle die Mühen und Verantwortungen und Verfolgungen auf sich zu nehmen, welche mit solcher Lösung verbunden sind; deßhalb

eben ist eine solche Zeit, die der socialen Tendenzen. —

Im Großen und im Kleinen, im Ernsten und im Lächerlichen legt sich dieses dar, und ist am Ende doch immer von derselben außerordentlichen Bedeutung. Wir brauchen als Beleg für den Ernst nicht bloß Hegelianer und Hegelingen, Pietisten und geistliche Orden, den Zollverband, Musikfeste, Mäßigkeits-, Handwerker-, Schriftsteller-Vereine, der verschiedensten Art, anzuführen. Wir könnten bei Gelegenheit unserer unzähligen Literaten- und Künstler-Verbindungen, zur Parodie jenes Ernstes, auch gleich der jetzt Mode gewordenen Eß- und Trink-Sitzungen gedenken. Auch das ist ein socialer Fortschritt der Nation.

Hegel noch macht es einmal uns Deutschen zum Vorwurf, daß wir nicht zu essen verständen, und lobt dagegen die Griechen, die das Essen sogar zu einem Gottesdienst erhoben hätten. — Seit Hegel's Tode aber sind wir gesegneten Appetites geworden, und dürften im Essen gewiß weit und breit unseres Gleichen noch suchen. Wie wird jetzt unter uns Deutschen das Werthvollste, das Einflußreichste, das Geistigste durch Essen gefeiert! So daß also auch jener griechische Eß-Cultus endlich bei uns ein-

gewandert wäre. Mit der Antigone etwa? — Wir sehen jetzt Akademieen und andere gelehrte und Künstlergesellschaften nur noch essen; wir sehen essende, am Essen laborirende, statt im Laboratorium arbeitende Physiker, essende Philologen, essende Schulmeister, essende Liedertafeln. Wir werden nächstens lithographirte Bildnisse von Jagor und andern geistreich-pikanten Eßkünstlern aushängen sehen. Oder es erscheint auch wohl die Carikatur einer essenden Gesellschaft bei irgend einem sehr vornehmen Herrn, welche hungert. Ja, irgend eine gelehrte Eßlust, vielleicht Herr von Rumohr, giebt uns gewiß nächstens eine Teleologie oder Zwecklehre des Essens, da wir schon längst von Zweckessen haben sprechen hören. Prosit die Mahlzeit! —

Wir haben uns scheinbar ganz von unserm Hauptthema entfernt. Wir wollten in den Charakter einer höheren Geselligkeit einzudringen suchen. Aber wir mußten, indem wir bei der Idee der Societät anlangten, uns zuerst auf eine Zeichnung der Gegenwart einlassen, um das Bedürfniß einer höheren Geselligkeit und den Zusammenhang derselben mit der socialen Tendenz des Zeitalters nachzuweisen. Jetzt sind wir auf der Höhe der Zeit

angekommen. Wir haben ihre beiden Hauptgegensätze erkannt. Wir haben sie schroff einander gegenübergestellt. Wir haben gesehen, wie ihre Debatte auf's Lebhafteste vor sich geht.

Nur einige Worte als Uebergang in unser eigentliches Thema. — Es treffen die socialen Tendenzen mit der Geselligkeit in der Humanität zusammen. Denn die Humanität bezeichnet alles dasjenige, was innerhalb der menschlichen Natur und Anlage vorkommt; so zwar, daß solches zugleich von der allgemeinen Vernunft gerechtfertigt wird. So fordert die Humanität, daß jeder Mensch zur Ausbildung all' der Anlagen gelange, welche ihm von Natur eigen sind. So faßt die Humanität alle Menschen aus der Idee der Gleichheit, in der sich denn freilich eine unendliche Differenz wieder darlegt, in dem Mehr oder Weniger der Fähigkeiten. — In diesem Punkte der Gleichheit eben fällt die Humanität mit der Geselligkeit zusammen, welche ja auch davon ausgeht, daß alle Menschen als gleich zu betrachten seyen; nur mit dem Unterschiede, daß die Gleichheit der Menschen vor der Humanität eine solche ist, welche sich auf die Zukunft der Bildung bezieht, wogegen die Gleichheit in der Geselligkeit eine solche,

welche auf die Gegenwart gerichtet ist. Weßhalb auch die bloße Bildung schon, abgesehen von aller Abkunft, allem Stand' und Range, die Eintrittskarte in die gute Gesellschaft ist. — Aber die Humanität fällt in demselben Punkte der Gleichheit der Menschen auch mit dem Socialen zusammen, welches ja auch in seiner Tendenz davon ausgeht, daß alle Menschen ihrer Natur nach als gleich berechtigt zu betrachten seyen, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn die Gleichheit der Menschen vor der Humanität sich auf die Zukunft der Bildung bezieht, die Gleichheit im Socialen eine solche ist, welche sich auf die Vergangenheit des Menschen richtet, auf den Moment seiner Geburt, welche ihn der menschlichen Gattung gesellt. —

Der Geist der Geschichte beweist es fortwährend, daß er nichts vergißt, daß er nichts unbenutzt läßt, daß er alles Mißbrauchte zuletzt doch noch auf seine wahre Bedeutung zurückführt. Freiheit und Gleichheit, wie sehr sie zur Zeit der Revolution von 89 verflacht, und von der Hyäne des Volkes umhergezerrt wurden, sind recht erkannt, und auf ihr vernünftiges Maß zurückgeführt, tiefsinnige Paragraphen aus der Lebensphilosophie des Volkes, Dogmen aus

der Rechtslehre der Oeffentlichkeit, Vorrechte, welche dem Geiste als solchem zukommen, und so knüpfen auch Societät, Humanität und Geselligkeit, wie wir gesehen, ihre Bildung an diese, in sich selbst wieder sehr mannichfaltige Gleichheit, und keine Liebe, am wenigsten Menschenliebe, ist möglich ohne ursprüngliche Gleichheit.

Man sollte nicht glauben, wie weit sich die Beschränktheit der Auffassung in diesen Punkten noch immer erstreckt. Der Mangel eines großartigen, eines weit ausgebreiteten Niveau's höherer Geselligkeit beruht zum großen Theil auf dem Mangel derjenigen freien Geister, die da wissen, daß schon in dem Geist-Seyn die ursprünglichste Vornehmheit liegt, und daß jede bloße Vornehmheit des Ranges, der Verwandtschaft, der Abkunft für die höhere Gesellschaft und Geselligkeit eine viel zu kindische Begünstigung ist, als daß man einer solchen als solcher auch nur den Zutritt gestatten dürfte. Ja selbst jeder gebildete Dünkel schließt sich von selbst aus, jede gebildete Anspruchslosigkeit gehört der höheren Gesellschaft von selbst, wenn ihre Statuten auch erst in unserer Zeit verzeichnet würden, und wenn ihre Mitglieder auch noch weit über die Länder hin zerstreut wären.

Es werden aber Societät, Humanität und Geselligkeit vorzugsweise bedingt durch die Sprache. Es ist die Sprache die vollkommenste Gestaltung des Geistes. Die Sprache ist der Geist selbst. Deßhalb habe ich auch früher schon neben dem staatlichen und kirchlichen, das literarische Leben besonders hervorgehoben. —

Aus zweien Gründen scheint daher jetzt die Zeit da zu seyn, um über höhere Geselligkeit sich zu verbreiten. Einmal, weil es die Zeit der socialen Fragen ist, und dann, weil wir bereits im Besitze einer Sprachausbildung, einer Classicität und Popularität des Ausdrucks sind, in denen die höhere Gesellschaft alle die Organe findet, um ihre Wißbegierde, wie ihren Schönheitssinn, um ihre Bewegungen nach der Norm, wie ihre Phantasieen momentaner Stimmung durch Mittheilungen ohne Ende zu befriedigen. Hier soll gerade das ganze Leben und All in seiner Unendlichkeit wiedertönen. Hier sollen die Ideen, unter den glänzenden Vorständen der Wissenschaften und Künste, des Lebens und der Religion mit Phantasie und Humor, mit Witz und Ironie, mit Verstand und mit Scharfsinn, dichtend und denkend, erfindend und erzählend, gebend und

empfangend in einen unendlichen Umlauf gebracht werden!

Nur vor einem Gaste möchte ich warnen. Es ist ein behaglich aufgeschossener Gesell, von spitzem Kinn und spitzer Nase und spitzem Mund' und spitzigen Blicken, geistreich ohnehin, und doch stets verdächtig, eben weil ein bloßer Halbschlag von Humor und von Witz. Ich meine den Sarkasmus. Er sollte in der höheren Geselligkeit zwar gelitten, wohl behandelt, immer aber unter Controle gestellt werden, bis er sich selbst satt bekommt, und etwas Ganzes wird. Unausstehlich, und noch dazu flach, ist der Sarkasmus des bloßen Niedersprechens. Der bloße Sarkasmus beruht immer auf einer eigentlichen Unfähigkeit des Producirens. Der Sarkasmus sieht sich für immer in die Verzweiflung versetzt, außer dem Positiven des Genius sich halten zu müssen. Mephistopheles ist auch in der Gesellschaft durchaus Sarkast. Dieser Teufel ist eben darin der arme Teufel, daß er nur Sarkast seyn kann. Er keucht und würgt und näselt und hüstelt und prist und niest, und bringt in der Gesellschaft immer nur Sarkasmen vor, nie den Humor. —

Wenn aber Luxus, der König, und seine alles

zu Rath haltende Gattin, die Oekonomie, irgendwo ihr Reich aufgeschlagen haben, so ist es in der höheren Geselligkeit. Geniale, poetische Naturen führen den Vorsitz bei diesem Lustlager, und verkünden durch glänzende Feste der Rede, daß es der Geister Brauch und Leidenschaft ist, viel drauf gehen zu lassen, und nie mit dem Köstlichsten zu geizen, da der Luxus für den Geist, und allein für den Geist, eine Tugend ist. Aber auch alle Mächte der Wirklichkeit finden sich ein, oder sind hier gleich würdig vertreten, solide Kenntnisse und Geschicklichkeiten sind gleich willkommen, und gehen ein und aus: kurz unser Museum des geselligen Verkehrs dürfte es beweisen, daß die Erde kein Jammerthal ist. —

Um uns aber zur wahrhaften Idee der höheren Geselligkeit zu erheben, werden wir die bisherige Geschichte derselben, nur in ihren Hauptgestalten, an uns vorübergehen lassen. Denn, wie der Mensch seine Geschichte ist, so ist auch die Idee eines Gegenstandes nicht bloß Urbild sondern auch Resultat seiner historischen Entwickelung. — Dann erst werden wir aus der so gewonnenen Idee das Ideal der Geselligkeit zu zeichnen vermögen.

Als Einleitung zu unserer nächsten Betrachtung

deute ich noch an, welche Stadien nothwendig die Geselligkeit durchläuft, um sich selbst zu vollenden. Es ist 1) ihre Bildung im Schoß der Familie, als Geselligkeit der Familie, 2) ihr Hinaustreten in die Welt, als Geselligkeit der Individuen mit Individuen, 3) ihre Modifikation durch den Staat, 4) durch die Kirche, als Geselligkeit im Staat und in der Kirche, 5) ihre Entwickelung durch literarische Verbindungen, als Geselligkeit in der Literatur, 6) ihr vollendeter Organismus, als Geselligkeit der Völker mit Völkern.

Auf dem letzten Standpunkt hat die höhere Geselligkeit ihr Ideal erreicht, weil sie daselbst die Einzelnen durch das Volk, und das einzelne Volk durch die Völker mit der Menschheit vermittelt hat. Dieses führt uns auf dasjenige, dessen weitere Auseinandersetzung auch uns in diesen Vorlesungen jenes höchste Ziel erreichen lassen wird. —

Wie die Späteren das Andenken an die Früheren heilig halten, und sie, als lebten sie noch, lebendig in der Betrachtung produciren; so sollen alle Gleichzeitigen, alle Nebeneinanderlebenden, sich gegenseitig hegen und ergänzen. Anfangs sprach die Geschichte fast nur von den feindlichen Kräften, welche die Völker

gegen einander entwickelten. Wir hören jetzt schon lange nur noch von dem Wetteifer der Intelligenzen sprechen, von der feineren oder gröberen Politik der Cabinette, von dem Willen der Völker, von der Macht der öffentlichen Meinung, von den Civilisationsfragen, die bereits alles andere verdrängt haben. —

Es würde eine große Unreife der Bildung, eine sehr zahme und blöde Auffassung der Geschichte verrathen, wenn man glauben wollte, es werde von jetzt ab alles durch Umgehung, durch die Kunst der diplomatischen Ablenkung, durch die künstliche Herausnahme des Schusses aus dem Gewehr geschlichtet werden. — Es stehen im Gegentheil ungeheure, auch von den größten, physischen Gewalten begleitete Katastrophen dem Geschlechte bevor, zunächst vielleicht nur, um der Schmach, um dem Frevel zu begegnen, dann aber vor allem, um der europäischen Civilisation den vollendeten Durchbruch in andere Welttheile zu verschaffen, und die bereits daselbst vorhandenen, europäischen Elemente in noch weiteres Vordringen zu setzen. Die in unserer Zeit immer noch so häufigen Auswanderungen nach Amerika sind auch in dieser Hinsicht von größter Wichtigkeit, indem sie theils zwar mit dem Pietismus, theils jedoch mit dem Pauperismus, größtentheils aber

mit der Ueberfluthung europäischer Culturelemente auf's Genaueste zusammenhängen.

Alles deutet in dem gegenwärtigen Zeitalter auf einen großen Völker-Advent, auf eine Völkerwanderung, nicht der Barbarei, sondern der Cultur hin. Die Gebildeten werden in dieser Wanderung zu den Barbaren kommen. Die Völker werden, da die Civilisation, und nicht mehr die Eroberung, da ihr eigenes Wohl, und nicht mehr das Wohl, oder gar der elende Hauszank zweier Fürsten der Antrieb ist, sie werden sich auch anziehen, nicht bloß abstoßen. Freilich geht diese Heerstraße der Völker zu einer schöneren Entwickelung erst über den Abgrund und Sturz der Willkür, der Unvernunft. Die Völker werden zu Völkern kommen, die größte aller Missionen wird entstehen, in welcher die Völker selber als Missionäre erscheinen. Die gebildeten Sprachen Europa's werden gleiche Popularität gewinnen, die Literaturen werden durch unmittelbaren Verkehr in einander aufgehen, ohne sich je zu verdrängen, ohne sich je zu verläugnen. Die Wallfahrtswege des Mittelalters werden sich in Wohlfahrtswege der Völker verwandeln, und es werden die Völker unter einander eine

Geselligkeit gewonnen haben, ehe wir es uns versehen, in welcher leichtere Auseinandersetzung mit der Natur, mit allem noch Feindlichen durch gegenseitige Verbindung; in welcher Wohlstand, allgemeines Wohlgefühl, Würde menschlicher Existenz, Anerkennung des Geistes und seiner Rechte jenen Schatten, nach langer Hitze der Geschichte, den Völkern gewähren, in welchem sie ausruhen, nachdem sie die Feinde des Fortschritts, des Menschenwohls besiegt, um eine Arbeit anzutreten, welche den Geist ehrt, welche sie nicht mehr Knechte seyn läßt eines Tagelohns, eines Miethsherrn, oder gar eines Eigenthümers, eines Sklavenhändlers. Der Fall von Constantinopel wird das Europa durchschmetternde Signal zu einer solchen Völkerwanderung der Cultur seyn! —

Der Geist im Menschen und die Freiheit im Geiste und der Gott in der Geschichte verbürgen die nahe Morgenröthe einer solchen Zeit, und wehe dem, der ihr Anbrechen mit dem Sarkasmus belächelt, am wehesten aber dem, der es mit dem Egoismus bejammert! Gleißnerische, kleine, selbstsüchtige Seelen wird eine solche Zukunft zerstäuben! — Die socialen Tendenzen der jetzigen Zeit eilen in schneller Bewegung solch' einem Tag' entgegen! Die Humanität schickt

sich bereits an, ihre Hallen, ihre Museen, ihre Tempel zu öffnen, alle Schätze der Wissenschaft, der Kunst, der Religion einem solchen Tage zu Ehren auszustellen, nicht für den Vandalismus, wie einst, sondern für den Humanismus reinster Empfänglichkeit, wie noch nie! Die Geselligkeit aber wird an allen Orten ein Volksfest nicht nur, ein Fest der freien, der gottbewußten Menschheit feiern! —

Wollen aber auch wir bei der Arbeit fröhlich seyn, und in der geselligen Unterhaltung thätig, und vor Allem frei von Eigennutz, und frei von jeder Egoität! Und wenn wir von der Geselligkeit aus arbeiten wollen für eine solche Zukunft, so müssen wir auch in der Geselligkeit nur dasjenige **scheinen**, was wir im Innersten **sind**! —

Zweite Vorlesung.

Hochverehrte Anwesende!

Wir können streng genommen drei Wege einschlagen, um zur Idee der höheren Geselligkeit zu gelangen, um diese Idee als Ergebniß zu erhalten. Den rein geschichtlichen Weg, den philosophischen, und denjenigen, welcher das Geschichtliche zwar zu Grunde legt, davon Gebrauch macht, aber es in seinem speciellen Verlauf mehr voraussetzt, als vollständig referirt; eben so das Philosophische auch nicht in schulgerechter Form walten läßt, sondern sich dessen nach freier Einsicht bedient, um ihm so viel wie möglich den Ausdruck der Popularität zu ertheilen. Wir wollen diesen Weg den pragmatischen nennen. —

Den rein geschichtlichen Weg wähle ich deßhalb nicht, weil er uns in ein zu weites Detail führen würde. Es ist derjenige Weg, auf dem man mit Belesenheit, mit Citaten links und rechts her, mit einer Allerweltsgelehrsamkeit glänzen kann. Ich fühle kein Verlangen nach solchen Lorberen. Auch ist diese Art entschieden im Widerstreit mit dem Geschmacke der Gegenwart, so wie sie eigentlich auch nicht ausreicht. Denn die Idee ist zwar immer mit ihrer Geschichte Eins, zu der sie sich expandirt. Die Geschichte ist ihr Leben. Aber wissen wir denn, was für einen neuen Inhalt die Geselligkeit noch in der Zukunft gewinnt? In wie viel weiteren Kreisen sie ihre Bahnen noch beschreibt? So daß, um einigermaßen vollständig zu seyn, doch auch die geschichtliche Entwickelung zuletzt abbrechen, und in ein bloß prophetisches Andeuten übergehen müßte, um der Idee die mit Recht zu verlangende Abrundung zu geben. — Den philosophischen Weg aber schlage ich auch nicht ein, weil er für das Katheder gehört, weil er die Geselligkeit, sie aus der Culturgeschichte empfangend, systematisch auseinander legen müßte, mit all' der Schärfe und Consequenz der Wissenschaft, wofür, gestehen wir es nur, die populäre Form noch immer nicht gewonnen ist, wenn anders sie

je für ein so begriffliches Verfahren gewonnen werden kann. — Also, es ist der pragmatische Weg, welchen ich wähle, um am Ende desselben die Idee der höheren Geselligkeit als Resultat zu gewinnen, ein Weg, der uns die Vortheile gewährt, daß er uns das Geschichtliche, so weit wir dessen zum Belege, zur Veranschaulichung im Voraus bedürfen, stets offen erhält, jedoch auch das Philosophische stets zur Hand seyn läßt, um unserem Gegenstand die Bestimmtheit der Fassung, die nöthigen Lichter der Einsicht zu ertheilen. —

Wir haben aber in unserer früheren Betrachtung gesehen, daß die höhere Geselligkeit nach dem Gesetz ihrer Natur sechs Stadien durchlaufe, Stadien, welche sie daher auch bei aller etwaigen Erweiterung ihrer Kreise in der Zukunft nie wird verändern können. Es sind 1) die Geselligkeit innerhalb der Familie, 2) die Geselligkeit der Individuen, 3) die Geselligkeit im Staate, 4) die Geselligkeit in der Kirche, 5) die Geselligkeit in der Literatur, 6) die Geselligkeit der Völker mit Völkern. —

Die sprachliche Untersuchung, die an dem Worte Geselligkeit und seinen Verwandten angestellt werden

könnte, überlassen wir den Philologen. Auch dürfte hier schwerlich eine besondere Entdeckung zu machen seyn. Es ist ein großer Irrthum, und kann zu einem philologischen Fanatismus führen, daß mehr oder weniger jedes Wort ein Petrefakt, ein bernsteinartiger Pflanzen- oder Insekten-Abdruck sey, an welchem man allein schon die Ereignisse selbst des Urweltlichen studiren und ergründen könne. Im Gegentheil. Je reicher und fließender eine Sprache ist, desto mehr werden darin zwar einzelne, großartige Bildungen hervortreten, die bis tief in die Urwelt hinunterreichen, Bildungen, in deren klarer Tiefe und feinem Geäder die geheimen Schöpfungsmächte der Welt wohnen und weben, aber auch eine Menge Geschiebe und Gerölle wird sich vorfinden, welches nur in Verbindung mit jenen großen Formationen zu deuten ist.

Es verhält sich indessen mit der Geselligkeit, wie mit der Cultur. Auch die Geselligkeit wird anfangs es nur mit der Noth, mit deren Abwehr zu thun haben. Sie wird dann von dem gröberen Nutzen zum feineren sich erheben. Aber sie wird es noch sehr lange immer nur auf den Nutzen absehen, bis sie sich zur Behaglichkeit, bis sie sich zur Annehmlichkeit steigert, um zuletzt in der Schönheit

und Anmuth jene Blüthen zu treiben, in denen sie ihren Zweck nicht mehr außer sich findet, sondern, wie alles Höchste, in sich selbst. So erst hat die Geselligkeit ihre Idee erreicht. —

Wie aber? — könnte man fragen — Schönheit, als Ruhe und Harmonie; Anmuth, als Bewegung der Schönheit gefaßt — gehören doch, richtig verstanden, nicht in die Geselligkeit, sondern in die Aesthetik? Und so würde ja eben die Geselligkeit nicht in sich, sondern in etwas Aesthetischem ihren Zweck haben? —

Nach einer todten Theorie ohne Zweifel, nicht aber nach einer Praxis, welche aus dem Leben lebendig hervorwächst. Denn nach einer solchen gehören allerdings Schönheit und Anmuth ihrer Abstraktion nach in die Aesthetik, der Wirklichkeit nach in das Kunstwerk, dessen Seele sie sind. Die Kunst soll nicht bloß auf das Gemälde, auf die Composition, auf die Statue, auf das Gedicht angewandt werden; nein, eben so wohl auf das Leben. Es giebt eine Lebenskunst. So sollen auch Schönheit und Anmuth nicht bloß vom Maler, vom Musiker, vom Bildhauer, vom Dichter dargestellt werden, sondern vom Menschen überhaupt. So wird auch die Geselligkeit, und zwar die höhere, ein Kunstwerk seyn können, seyn

müssen. Ein lebendiges Kunstwerk, ein Kunstwerk, in dem Schönheit und Anmuth viel unmittelbarer und reicher zur Erscheinung kommen, als auf den Brettern, und doch nicht ohne die Möglichkeit schöner Illusion, nicht ohne den vollen Zauber der Coulisse, des Costümes und all' der anderen Aeußerlichkeiten. Ja nicht einmal des höchsten Zaubers entbehrend, des Zaubers der Poesie, wenn nur das Talent, wenn nur das Genie der Geselligkeit da ist. Denn es giebt nicht bloß eine Poesie der Bücher, der Bühne, sondern, es giebt eine Poesie des Lebens, der Geselligkeit, mit den kühnsten Erfindungen des Augenblicks, mit den stärksten Erschütterungen des Effekts. Wird also die höhere Geselligkeit gefaßt als Kunstwerk, als lebendiges Kunstwerk, als Kunstwerk von Menschen dargestellt, als Kunstwerk der individuellsten Freiheit, ohne Verstellung, ohne Schminke, ohne Maske, ohne Souffleur, ohne einstudirte Rolle; dann erst sind recht eigentlich in der Geselligkeit Schönheit und Anmuth vorhanden, sie sind in ihr lebendige Gestalten geworden, ja, sie sind hier entlassen in das Gedankenspiel und den Ausdruck der lebhaftesten Gegenseitigkeit, in den reizenden Contrast der Geschlechter, in die Gruppirung eines unendlichen,

künstlerischen Reigens, welchen die Sprechenden aufführen.

Die Geselligkeit aber ist nicht so wohl eine Frucht der Cultur, als mit dieser fast immer zugleich gegeben. — Uebergehen wir jene traurigen Steppen des geselligen Lebens, in denen sich kaum eine grüne Oase noch vorfinden mag, und die sich dennoch bei manchen Völkern durch tausende von Generationen schweigsam dahinziehen. Das Klima, die Witterung sind von außerordentlichem, fast geheimnißvollem Einfluß auf die Geselligkeit, weßhalb es ohne Zweifel von tieferer Bedeutung ist, als man in der Regel annehmen will, daß das Wetter so oft beim Beginne des geselligen Verkehrs als der Jupiter Pluvius angerufen wird, zugleich eine humane Entschuldigung für so manche wässerige Unterhaltung. —

Indien und China wollen für die Geselligkeit noch wenig bedeuten, und keinesweges bloß aus dem Grunde, daß uns diese Länder noch immer sehr problematisch erscheinen. —

Zwar über Indien hat sich bekanntlich der Geist in einer Fülle des Segens, in einem Schöpfungsstrom der Ideen ergossen, daß man glauben könnte, hier habe die Gottheit ihre Werkstatt, ihren Ursitz.

Aber dennoch, — welch' ein anhaltendes, welch' ein heimliches Schweigen, bei allen Geburten! Welch' eine triste, träumerische Stille, schwüles Brüten, schlummerhaft seliges sich Wiegen auf der Lotosblume, dieser Hängematte der Contemplation! Und die langen, endlos langen Priester- und Büßer-Züge nach der Ganga heiligen Quellen! Tausend und wieder tausende von Menschen, lauter Einsame aber, lauter Eremiten! Eine lange, endlos lange Opfer-Karavane, ein wandelndes Drama aus lauter Monologen! Ja, dieser Gang nach der Ganga ist ein schauerlicher Gang nach dem Hochgericht! Die Seufzer flistern, die Glöckchen klingen, die Gebete murmeln; nirgend aber wendet sich ein Mund zu holder Rede, um durch das Wort, durch den gemeinsamen Verkehr die innern Lasten abzuwälzen, den zürnenden Gott zu sühnen, damit er das Lebensopfer erlasse. —

In China aber gar, was sollte die Geselligkeit hier für einen ergiebigen Boden finden? — Diese Pflanzschule willenlosester Unterthanen, nach der Ordre des strengsten, politischen Wochenblattes! Dieses dauerhaft, aber geschmacklos zusammengezimmerte Mandarinenwesen, das jede Gleichheit der Menschen mit Stumpf und Styl ausrottet, Rang auf Rang setzt, wie es Dach

über Dach stellt, und sogar das natürliche Haar in den häßlichen Zopf zwängt! Wie könnte sich in dem Geburtslande der Etiquette eine Geselligkeit bilden, welche die Gleichheit der Menschen wieder herstellt? — Wahrlich — manche Regierungen sollten, statt ihre Militärs nach Algier und Constantinopel zu schicken, um das europäische Exercier-Reglement dort einzuführen, lieber die Modelle der Umgangsetiquette in China abnehmen lassen, um auch das mündliche Wort noch in ihre Gewalt zu bekommen! —

Und so ist es ziemlich mit allen Völkern Asiens in geselliger Hinsicht. Die Contemplation oder der Despotismus lassen hier keinen geselligen Schwung aufkommen, da sie nur Einem oder Einigen Unmenschen oder Uebermenschen zu seyn gebieten, ohne, daß die Anderen Menschen seyn dürften. —

Aber auf eine grüne Augenweide trifft dennoch unser Blick in Asiens Gefilden, eine Augenweide von so ehrwürdigem Alter und doch von jüngster Jugendfrische, daß hier europäische Dichter bis auf die neueste Zeit sich im Alter noch verjüngt haben. Es ist das Land der Patriarchen! — Welch' ein menschlich Stillleben, ewiges Idyll! Welch' eine liebliche Familien-

gruppe, von Palmen umfriedigt! — Greise, Männer, Frauen, Kinder, alles einmüthig harmlos beisammen, in frommem Zwiegespräch. Und, damit Keines fehle von dem, was hier zur Familie gehört, auch die Herde grast nah und fern umher, die Herde, von der es in der Schrift so schön heißt, sie habe mit Jakob und seinen Kindern aus Einem Brunnen getrunken. Das Höchste, zu dem es Asien in der Geselligkeit bringt, ist diese Welt der Erzväter. Es ist hier ein Stadium zurückgelegt: die Geselligkeit der Familie. —

Was Aegypten betrifft, so ist dieses Land bekanntlich eben so die Heimath wunderbarster Riesengebilde, tiefsten Schweigens, wie Indien, nur daß in Aegypten noch mehr sich alles in ein nächtliches Sternengeheimniß zurückschlingt, in die schnörkelhaften Blumen und Thiere der Hieroglyphik seine stumme Seelenwanderung antritt. —

Aber — wir sind in Griechenland, in dem Lande, unter dem Volke, welches ein für alle Mal, und deßhalb schon so früh, dem Menschen beweisen sollte, was der Mensch eigentlich sey, und seyn solle, nichts mehr nämlich und nichts weniger als eben der Mensch. Es hat nie ein Volk auf

der Erde gegeben, welches so frei und ganz die Eigenthümlichkeit der Individuen herausgearbeitet hätte, und zwar zur Schönheit des Umgangs herausgearbeitet hätte, wie die Griechen. Es ist nicht wahr, daß die Griechen ganz in den Patriotismus, daß sie ganz in den Staat aufgegangen seyen. Die Griechen hatten den Staat allerdings bis zum Ideal durchdrungen, nur aber, um sich selbst dadurch desto klarer zu gewinnen, und nun jenes classische Maß ihrer ganzen Existenz zu ertheilen, durch welches uns jeder Grieche sogleich eben so sehr als gesunde, tüchtige Natur, denn als Kunstwerk anspricht.

Die Griechen waren so leicht erregt zu jeder Gedankenthätigkeit, weil sie sich in so wohlthuenden, großartigen Institutionen bewegten. Die Griechen waren so glänzend befähigt, ihren Gedanken sogleich den angemessensten, den schönsten Ausdruck zu geben, weil sie sich einer so reichen, klar sich bewußten Eigenthümlichkeit erfreuten. Und dieß Beides schuf ihnen ein geselliges Leben, welches, in dieser Einfachheit und Hoheit der Composition, noch niemals bis heute wiedergekehrt ist. — Von dem spannenden Cultus ihrer Mysterien, bis hin zur lauten Versammlung auf offenem Markte; vom Rossegewieher und Peitschen-

geknall olympischer Spiele, bis hin zur ernsten Ideenverhandlung unter den Bild-Säulen der Akademie, während der Wind lustig und kühlend vom Meere blies; alles durchtönte jener edle, das ganze Daseyn zum Gedanken emportragende Dialog, wie er jetzt manchem modernen, privaten, vornehmen Ohre, welches, argwöhnisch, überall nur Gefährlichkeiten wittert, viel zu gebildet und öffentlich seyn dürfte. —

Hier finden wir alles, was der Geselligkeit Wege bereiten, was sie zur schmackhaftesten, gesundesten Reife bringen muß. Wir finden liebliches Klima. Wir finden reichste Anlage, durch die ganze Tonleiter des Talentes hinauf bis zur Schwindelhöhe des Genies. Wir finden Naivetät, Sitte, Sittlichkeit, Pietät, Vaterlandsliebe, Weisheit, Seelenadel, Freiheit. Wir finden eine Sprache, die alles hinter sich läßt, was bis dahin die Menschen von Sprache gekannt; welche Musik entbehren macht, weil sie selbst von Kindheit auf das Ohr genährt mit musikalischen Rhythmen, eine Sprache, kräftig wie eine Heroenstimme, und weich wie die Flöte von Lesbos! Wir finden ein Streben nach Societät, ungeachtet der innern Geschiedenheit in so viele einzelne Staaten, nach Humanität, ungeachtet der so häufigen Kriegführung nach innen und außen. Alles

finden wir, was die Geselligkeit zu köstlichster Blüthe und Frucht in Einem zu fördern vermag. Wir finden die Geselligkeit gepflegt am Herde, unter besonderem Schutze der Götter, von der Hand heiliger Gastfreundschaft. Wir finden sie ausgeübt gegen Fremde, die heimathlos umirren, die unbekannt und hülfelos ankommen, und siehe die „geflügelten" Worte bringen das Entfernteste nah. Alles finden wir, was die Geselligkeit heimisch macht, was die Wonne der Wechselrede empfinden läßt, was selbst das Höchste noch zu einem Natürlichen, Sich-von-selbst-verstehenden bescheidet, alles, nur Eins fehlt, und mußte hier fehlen, weil dieses Eine erst aus einem noch tieferen Erfassen der Freiheit, und zwar aus einem Erfassen des Ursprungs aller Freiheit hervorgeht, es ist: die Idee der Gleichheit der Menschen. Diese Gleichheit, zunächst in ihrer Ursprünglichkeit, dann durch die Differenz der Ungleichheit verklärt, ist erst, wie sehr auch der Schein dagegen seyn mag, eine schöpferische That des Christenthums. —

Wer wollte übrigens läugnen, daß die Griechen in ihren scharfsinnigsten Weisen ein Bewußtseyn von jener Gleichheit, wenigstens der ursprünglichen, gehabt?

Sogar als Volk war ihnen, zumal in politischer Beziehung, dann und wann eine Ahnung davon eigen, obwohl der Stand der Heloten ein so tiefgreifendes Moment ihrer Verfassung ausmachte. Um so bewunderungswürdiger ist, daß die Griechen, ohne eigentliches Nationalbewußtseyn um die Gleichheit der Menschen, doch zu einer so gebildeten Geselligkeit gelangten.

Welch' gehaltener, geordneter Geist geselligen Verkehrs muß in den Dichterschulen dieses Volkes geherrscht haben von den Homeriden ab, um als Tradition geselliger Bildung fortzugehen, um in der Ode des Pindar, in dem Drama der Tragiker solch' ein Gehör, und solch' einen jubelnden, gebildeten Beifall bei der Nation zu finden! Und so, auch in geselliger Hinsicht, in allen Künsten. So auch in der Wissenschaft, die beim Sokrates gleich als Virtuosität im Umgange mit Menschen sich äußert, immer zum Austausch höherer Art, immer auf die Betrachtung der Idee im Dialog hin gerichtet, eine Geselligkeit, die dann beim göttlichen Platon sogar in eine Theorie des Weltalls übergeht. — Schon die bloße Idee einer solchen Republik, wie die platonische, schon die Idee eines solchen Symposion, die künstlerische Ausführung noch dazu, sind schlagende Beweise,

daß die Griechen uns in Allem vorgedacht haben. Diese Republik ist schon die Societät, und dieses Symposion ist schon die höchste Geselligkeit. Mancher moderne Staat, der heute, im 19ten Jahrhundert, so etwas aus sich hervorbringen sollte, würde von den Amphiktyonen seiner Nachbar-Regierung verboten!

Wie wir von den Griechen bemerkten, daß sie die Eigenthümlichkeit der Individuen zur Schönheit herausgearbeitet hätten, so haben die Römer dasselbe für die Kraft geleistet, auch in geselliger Beziehung. Aber die Römer haben freilich ihre Kraft zu sehr nach außen gerichtet; so daß sie zuletzt in die Ueberkräftigen wieder zurückschlägt, und dadurch eine allgemeine Entnervung bewirkt. Daher stehen denn auch die Römer in der höheren Geselligkeit weit hinter den Griechen zurück.

Man sieht es an den Römern so recht, wie es in der Welt oft weniger darauf ankommt, daß man alles besitzt, als vielmehr darauf, daß man das Wenige, was man besitzt, sich selbst erworben, daß man es wo möglich auch aus sich selbst hervorgebracht hat. Die Römer wußten sich allmählich in den Besitz der Welt zu setzen. Sie hatten zuletzt alles zusammenerobert. Sie hatten auch in intellektueller

Hinsicht so ziemlich sich alles zu verschaffen, es auf römischen Boden zu verpflanzen gewußt. Sie hatten sogar in der Kunst, in der Wissenschaft die Griechen ausgebeutet. Aber, wie erscheint das Gewonnene bei ihnen in einem so verkürzten Maßstab, in einem ganz und gar matt gewordenen Licht! Wie sind die Ideen hier durch diese ewige Jurisdiktion, durch diese verständige Advokatur, durch diese eigennützige Weltlichkeit im höchsten Grade profanirt! Zuletzt wird diese ganze römische Kraft endlich noch gar Grausamkeit, und ist als solche bereits Wollust. — Auch der weltberühmte, der so kindisch angestaunte Luxus der Römer ist nicht jener Luxus, den wir in unserer früheren Auseinandersetzung als den nothwendigen Begleiter des Geistes, und des geselligen vorzugsweise, erkannt haben; sondern der römische Luxus ist ebenfalls bereits die raffinirteste Wollust. Wie reizend diese Bäder und Villen auch eingerichtet gewesen, welche glühenden Phantasieen der Dichter hier die Poesie der Geselligkeit mag ausgeführt haben; es war eine Gluth, welche Seele und Körper ausdörrte, und durch diese geselligen Orgien endlich den Staat und die Familie untergrub! —

Nur eine einzige, große Tugend haben die Römer für die höhere Geselligkeit ausgebildet, ja, man kann sagen, wahrhaft producirt, wenn jene Tugend auch, wieder sehr charakteristisch, durchaus formeller Natur ist. Ich meine: die Tugend der Urbanität. — Wenn in vielen Beziehungen in unserer Zeit die Franzosen die modernen Römer genannt werden dürften, nur daß die Franzosen unendlich mehr Geist haben, und die Geselligkeit par excellence, so trifft das selbst in dem Punkte zu, daß der Römer, auch in seinem geselligen Wesen, ohne Rom gar nicht mehr denkbar ist, ganz wie der Franzose nicht ohne Paris. So daß denn auch jene gesellige Schöpfung der Römer, die Urbanität, sehr bezeichnend ebenfalls, von der Stadt schlechthin ihren Namen trägt. Und wirklich muß diese Urbanität an Männern wie Cäsar, Cicero, Horaz, Virgil hinreißend gewesen seyn. An Augustus hatte sie schon, bei aller aufgestachelten Schaustellung, den offenbaren Ausdruck welker Blasirtheit und komödischer Schauspielerei, als ein Spiegel für ganze Fürstengeschlechter der Zukunft.

Wie dagegen Cäsar überhaupt eine der durchgebildetsten Individualitäten der Römer ist, ein Mann

von einer eben so milden, wie schneidenden Gegenwart des Geistes, ein Mann von dem stolzesten, ungeheuersten Weltbewußtseyn; so ist er auch der gesellig-größte Charakter des römischen Volkes, schon ein Prototyp jenes großartigsten, geselligen Heroen, den wir in der neuen Zeit kennen lernen werden, Napoleon's nämlich. Die höchste, gesellige Leistung in Cäsar ist die ächt aristokratische Kunst der Haltung, auch der Haltung des Wortes, auch der Haltung, die er im Tode noch beweist, als der große Cäsar fällt, und er die Toga noch um sich schlägt, um, ächt antik, den Umstehenden den Schmerz, die Verzerrung des Gesichtes zu entziehen. — Cäsar hätte aus Geselligkeit einen eben so haltungsvollen, eben so eleganten Commentar über die Haltung im Tode schreiben können, wie er ihn über seine Feldzüge geschrieben, in denen er tausend mal dem Tode in's Angesicht sah, und es war dieß nichts Schauspielerisches in ihm, wie bei Augustus; sondern jene immense Gewalt, die er stets über sich und seine Umgebung besaß. —

Haben wir aber für die Geselligkeit keinen besonders produktiven Geist den Römern zusprechen können, so hat sich das Individuelle der

Kraft doch vorzugsweise im Umgang überall bei ihnen geltend gemacht. Die Griechen und Römer stellen zum ersten Mal in der Geschichte: die Geselligkeit der Individuen dar, und repräsentiren somit das zweite Stadium. —

Rom stürzt in sich zusammen, und wie es der Sturz eines Weltreiches ist, so geht in diesem Sturz denn auch die ganze alte Welt in sich zu Grunde. Kein scheinbares Nachdauern darf uns hier irre machen. Ein ganz veränderter Standpunkt muß von jetzt ab genommen werden. Das Christenthum ist durchaus keine bloße Katastrophe, ist durchaus kein bloßes Ereigniß, keine bloß neue Schöpfung auf den Trümmern einer alten. Daß es das alles sey, kann zwar gesagt werden, und ist oft gesagt worden, aber es ist in Bezug auf dasjenige, um was es sich hier handelt, durch und durch trivial; es hebt immer nur einzelne Seiten des Christenthums hervor, es hat nie das Christenthum in seiner weltgeschichtlichen Gestalt und Mission vor Augen. —

Bei dieser Gelegenheit muß ich mir die Bemerkung gestatten, daß überhaupt, nach meiner klarsten Ueberzeugung, bis dahin das Wesen der absoluten Religion, in der ein jeder Volksgeist, eine

jede Gemeinde und Confession ihre religiöse Anerkennung und Befreiung findet, und finden muß, noch immer nicht genügend begriffen, viel weniger sicher gestellt worden ist, und daß es eine noch ganz andere Fassung und Darlegung des Christenthums, als absoluter Religion, giebt, als alle bisherigen. —

Man hat bekanntlich in neuester Zeit das Christenthum dadurch heruntersetzen wollen, daß man dasselbe eine Religion des Jenseits genannt, welche eben deßhalb nur Unfreie, nur Knechte erziehe, weil solche, die vom Lohn abhängig seyen. Man hat daher der christlichen Religion eine Philosophie des Diesseits entgegengestellt. Man hat in phänomenologischer Weise darthun wollen, daß alle Theologie nichts weiter sey als pure Anthropologie, und daß demnach die Theologie als bloße Tautologie, als etwas völlig Ueberflüssiges, von jetzt ab völlig zu Verwerfendes bezeichnet werden müsse. — Was nun das Christenthum betrifft, so hat man dieses in seinem eigentlichen Wesen ganz und gar verkannt, indem es gerade die Grundansicht des Christenthums ist, daß, wiefern das Gleichwesentliche in Gott und dem Menschen der Geist ist — Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist anbeten — das Hüben und Drüben,

das Diesseits und Jenseits in seinem Unterschiede als Spannung durch den Geist getilgt, und das Ewige: das Präsente, wie das Präsente: das Ewige ist. — Was aber die Theologie angeht, welche bloße Anthropologie seyn soll, so kann man sehr wohl einen großen Theil von demjenigen, was in der bisherigen Theologie für Wissenschaft ausgegeben worden, als Menschensatzung und Phantasie erkennen, und doch vom Standpunkt der Philosophie aus auf's Strengste genöthigt werden, die Theologie als Wissenschaft gelten zu lassen. Ich meine hier die Theologie, wie sie recht eigentlich die Lehre von Gott ist. Denn, wohl gemerkt, indem auf der einen Seite das Christenthum in und mit dem Geiste das Absolute setzt, so muß auch auf der anderen Seite in und mit dem Denken der absolute Geist gesetzt werden, der aber so, als der unendliche, nimmer gewonnen wird durch eine bloße Potenzirung des Endlichen. — Das Unendliche ist nichts durch Wiederholung, durch das Experiment Gewonnenes, ist nicht die addirte oder multiplicirte Reihe vieler Endlichen, sondern ist in der Weise das Endliche selbst, als es dessen vollendetste Transscendenz ist. So daß auch die Idee Gottes nimmer erlangt wird durch eine fortgesetzte Potenzirung der

Eigenschaften des Menschen; vielmehr sind diese nur in so fern geistige, also wesentliche Momente, als sie immanenter Weise an sich schon im Wesen Gottes gegründet sind. Daher sagt das Christenthum auch ganz richtig zwar, daß Gott Mensch wird, nirgend aber, daß der Mensch Gott wird. Gerade diejenigen, welche mit Grund das Ideal als für die Wissenschaft, für die Kunst erreichbar bezeichnen, sind inkonsequent genug das ethische Ideal, weil sie es natürlich nicht verwirklichen können, in seiner Abstraktheit zu belassen, das auf dem Gebiete der Religion wahrhaft realisirte aber zu verwerfen. Und doch muß auch das religiöse Ideal gedacht, es muß in seiner Verwirklichung gefordert werden. So daß auch hier zwar das Jenseits zum Diesseits wird, eben deßhalb aber auch stets das Diesseits den Charakter des Jenseits hat. Dieses durch die That bewiesen zu haben, ist die unendliche Bedeutung des Christenthums.

In dieser That ist und bleibt das Christenthum Universalität, und wird in seiner eigentlichen Doktrin, wie im Leben der Menschen, stets auf's Neue gerechtfertigt eben durch alle jene Zweifel und dialektischen Zersetzungen, denen wir für die Wissenschaft ihre volle Berechtigung und ihre

großen Verdienste zugestehen, um endlich eine wahre Theologie zu erhalten. Das Weitere an einem anderen Orte.

Seines absoluten Wesens halber vernichtet denn auch das Christenthum allen bloßen Schein, allen Schein, der für sich allein etwas seyn will, allen Schein, der nicht das Sein wiedergiebt. Daher faßt das Christenthum auch Schönheit und Anmuth mit einer ganz anderen Schärfe und Wahrheit, als selbst die Griechen es gekonnt, wenngleich sie uns Späteren im plastischen Hervorbringen der Schönheit, in der Individualisirung derselben unendlich überlegen gewesen. Auch das Christenthum faßt die Schönheit weder als beliebig noch als sinnlich, sondern als nothwendig und als geistig, aber, indem es die Schönheit geradeswegs in das Unendliche erhebt, setzt es überall statt des bloßen, tellurischen Individuums: das Universum. Dieß ist von den Modernen oft ganz und gar verkannt worden. Auch die Form ist nicht zerstörbar, denn sie ist das Wie der Idee. Wenn die Form so die Idee wiedergiebt, so ist sie allemal schön, und ein Ausdruck des Ewigen. Daher, wiefern die Schönheit der Schein der Idee, ist auch die Form nie beliebig, sondern nothwendig. So steht denn das

Christenthum im strengsten Gegensatz gegen jeden Schein, welcher entschieden täuscht, und wird auch die künstlerische Illusion der Geselligkeit nur gelten lassen, wiefern damit nichts weiter gesagt seyn will, als eine Dichtung, welche die Wahrheit der Schönheit ist.

So hat das Christenthum auch auf Geselligkeit einen schöpferischen Einfluß ausüben müssen. Es braucht freilich Jahrtausende zur Ausarbeitung dieser Schöpfung. Oder vielmehr ist hier, da wir das Christliche jeder bloß historischen Christologie entheben, da Christi Persönlichkeit in ihrer unendlichen Bedeutung erkannt werden muß, kein zeitlicher Maßstab anzulegen. — So wird denn auch jene für das gesellige Leben so wichtige Gleichheit der Menschen vom Christenthum ausdrücklich gefordert, indem es jenes alttestamentliche: liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, nicht bloß fordert, sondern erfüllt. Hier ist keine schlaffe, eigene Zwecke verfolgende Fraternität. Hier stellt sich eine Weltansicht heraus, die ihre Verbrüderung der Menschen aus der Anschauung des Christenthums entnimmt, daß in Jedem, ohne Ausnahme, Gott mitgesetzt ist, worauf sich allerdings eine Legitimität der Ansprüche gründet, die unwiderleglich

ist, und die das von Gottes Gnaden der Idee nach auf Alle überträgt. —

Hätte sich mit diesen erhabenen Principien des Christenthums das Germanische allein verbunden, es würde eine solche Verbindung der Tiefe mit der Höhe eine Herrlichkeit des geistigen Lebens erzeugt haben, von der wir jetzt kaum eine Ahnung besitzen. Aber das Römische, ohnehin kriegerisch, eingedenk der alten Kraft und Herrschaft, kam hinzu, und es bildete sich nun gar ein weltliches und geistliches Regiment, welches mit den ungeheuern Dimensionen seiner Verfassung das Individuum leider so hinnahm, daß es verschwand, und hier in der That in Staat und Kirche aufging, nur noch zünftig, nur noch lehnsträgerisch, nur noch klösterlich, nur noch leibeigen existirend. Diese aus unübersehlichen Materialien, aus unzähligen Pfeilern, Bogen, Gewölben, Massen gothisch und fränkisch und römisch und anderweitig zusammengearbeitete, in Kaisern und Päbsten sich zuspitzende Verfassung hatte das Christenthum zunächst zwar veranlaßt, wenigstens zugelassen, zuletzt aber auf's Höchste zu bedauern.

Im Besonderen produktiv für das Gesellige zeigt sich nun das Christenthum darin, daß es

aus dem Princip der menschlichen Gleichheit den Frauen eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft bereitet. Bei den Alten kommt die Oeffentlichkeit der Anerkennung weiblicher Natur nicht vor. Selbst jene maßvoll reizende Haltung, jene würdevolle Stellung bei den Dichtern, und zumal bei den Tragikern, spiegelt nur die Größe des schaffenden Genius ab, der zu einer solchen Höhe hinaufzubringen vermochte. Das weibliche Individuum selbst fällt doch zuletzt in der öffentlichen Meinung durch das tragische Pathos als Opfer der Sitte. Das Christenthum erst gestattet den Satz, daß Frau und Mann erst zusammen der Mensch sind, daß von einer Bevorzugung des Mannes nirgend die Rede seyn dürfe, und nicht aus einer zurückstellenden Verkennung der Frauen ist die berühmte Emancipationsfrage in neuester Zeit entstanden, sondern aus einer schroffen Verweisung des weiblichen Geschlechtes in die bloße Sphäre des Gemüths und der Wirthschaft. — Im Mariendienst tritt schon die Blüthe jener christlichen Gleichheit in üppigster Pracht hervor, und wird bereits ein Moment des Cultus. Ja der Mariendienst erobert sich sogar das Weltliche und wird Frauendienst, so daß in der Chevalerie und im Minnethum, in

denen der Mann zum schwärmerischen Sklaven der Frauen herabsinkt, die merkwürdige Reaktion sich zu erkennen giebt, gegen die frühere, barbarische Zurückstellung der Frauen. Aber es gleicht sich dieser Gegensatz wieder aus, und nun beginnt eine Geselligkeit beider Geschlechter in gegenseitiger Freiheit und Gleichheit, es beginnt jene durch Abenteuer und Tod hindurchdringende Huldigung der Frauen, jene reizende Kunst der Galanterie, welche nicht bloß in die Gefahr lockt, sondern der Geselligkeit eine ganze Welt neuer Gedanken, wie Gestalten zuführt. Staat und Kirche, obwohl sie leider das Individuum ganz und gar hinnehmen, üben doch auch wieder eine Produktivität, und verleihen durch sich ein Hochbewußtseyn der Existenz, wie diese dagegen später oft höchst ärmlich erscheint. —

Der neu erwachte, corporative Geist, den das Christenthum von Staat und Kirche aus großartig fördert, ruft auch im geselligen Leben der complicirtesten Oeffentlichkeit eine unendliche Fülle neuer Bildungen hervor. Die Einzelnen scheiden sich in den reinsten Contouren und doch im frischesten Farbenschmelz von einander ab, und greifen wieder in einander über. Der Klerus feiert eine nie gesehene

Glanzperiode. Der Adel, durch Thaten, durch selbsterworbene Verdienste, in Turnieren, im Schlachtkampf, durch Reichthum, durch imponirendes Benehmen ausgezeichnet, strahlt die Pracht zurück, welche die Majestät wirft. Der Bürger fußt mit wackerem Meisterbewußtseyn auf den goldenen Boden seines Handwerks, auf die Rechte, auf die Freiheiten, auf den Stolz seiner Gilde, seines Gewerkes, der Gemeinsame. Selbst der Knecht ist behaglich, denn die gesunde Cirkulation durchdringt auch ihn, er geht ganz in seine Stellung auf, sein Bewußtseyn als Mensch hat sich mit seiner Funktion als Dienendem gesättigt. Er ist in dieser Sättigung nur Sache. Und diese Blüthe des Mittelalters entfaltet nun vollends prachtvoll ihre Blätter, wenn die allgemeine Lebenslust zum Feste ruft. Die Geselligkeit des Staates feiert in Banketten, in Turnieren, zu denen sich alles zudrängt, in denen die Frauen den Preis ertheilenden Chorus bilden, eine Glorie des Verkehrs, wie sie seit den Volksfesten der Alten nicht vorgekommen. —

Aber auch die Kirche eröffnet naiver Weise, und doch wahrhaft großartig, ihre Pforten der Geselligkeit, in Musiken, in Aufzügen, in Kunstdarstellungen aller Art, von jenen Ausstellungen an

den großen christlichen Festen, bis zur Aufführung dramatischer Stücke, bis zur geselligen Feier der Hochzeiten der Bräute Christi in Klöstern. Ja, man darf sagen, dem, der es zu würdigen versteht, um damit den erhabensten Zusammenklang der kirchlichen und weltlichen Geselligkeit anzudeuten: wie die Idee eines platonischen Gastmahls bereits die höchste Geselligkeit ausdrückt in weltlicher Beziehung, so ist das von Christus eingesetzte und in der Kirche fortzusetzende Abendmahl der Ausdruck höchster kirchlicher Geselligkeit, weil der Gemeinschaft Aller mit Gott. Das platonische Symposion und die christliche Eucharistie sind einander entsprechende, ewige Typen für das ideale Wesen der höchsten Geselligkeit. Die geistliche Geselligkeit findet, als gegenseitige Hervorbringung des Göttlichen durchs Wort, ihr Complement zu den Dialogen des Platon oft selbst in der Form der Erbauungsschriften. Es ist ein wundersames Zwiegespräch der Seele mit Gott, wie bei Thomas von Kempis, bei Suso, bei Katharina von Siena und sonst. Am Ende des Mittelalters hat die Geselligkeit ihr drittes Stadium vollendet, als Geselligkeit im Staat und in der Kirche. —

Wir gehen in die neue Zeit über. — Wie das römische Weltreich sein Ende findet, indem Luxus und Schwelgerei, indem Wollust und Grausamkeit das gesellige Leben verpesten, den ganzen Körper der Verwesung übergeben; so langt auch das Mittelalter bei der ähnlichen Entartung an, indem der Klerus die gleiche Höhe der Verderbtheit erreicht. Und merkwürdig! Auch hier stoßen wir auf eine Störung des natur- und vernunftgemäßen Verhältnisses der Geschlechter, und somit der Gleichheit selbst: im Cölibat. Wie im Heidenthume die Frauen zurückgestellt wurden durch Unterordnung, so hier dadurch, daß sie gleichsam zu profan seyn sollen für die Heiligkeit des Priesters, ungeachtet die Ehe doch an sich schon heilig ist. Wie dort die Frau nur noch aus dem Gesichtspunkt des Sexualverhältnisses als die andere Hälfte des Mannes betrachtet wurde, so soll hier nun gar ein solches Verhältniß selbst gegen den Beruf des Priesters seyn. Und so sehen wir denn die durch Natur und Vernunft gebotene Ergänzung der Geschlechter durch ein förmliches Gebot der Ungleichheit verletzt. So macht sich das zweite christliche Weltalter in der Reformation dadurch geltend, daß es, wie das erste, nur in anderer Beziehung,

die Gleichheit der Geschlechter und dadurch der Menschen wiederherstellt, durch Freilassung und Heiligung der Ehe auch für den Geistlichen; dann aber auch dadurch, daß es, von der Kirche aus, die Freiheit des Individuums, die unbedingte des Geistes erkämpft, und als eine Forderung der absoluten Religion Allen zuerkennt. Beides für das gesellige Leben von höchster Wichtigkeit! —

Es konnte nicht ausbleiben, daß durch das Cölibat, wie durch die Schranke, welche der Intelligenz durch's Dogma gesetzt worden, auch das Verhältniß des Priesters zu anderen Menschen, also die Geselligkeit, höchst beengt und einseitig wurde. In jedem Stadium der Geselligkeit sind ja alle die anderen Stadien schon mitgesetzt. In der Ehe ertheilt und erhält der Mensch die Elemente der geselligen Bildung, im Schooß der Familie. Auch hier schon giebt es eine höhere Geselligkeit. Die Stellung des Gatten zur Gattin, beider zu den Kindern, dieser zu den Eltern, der Kinder zu einander, das schwesterliche, das brüderliche Element und alle die unzähligen Beziehungen, welche die anderen verwandtschaftlichen Unterschiede herbeiführen, geben der Familiengeselligkeit eine Verklärung, welche diejenigen, denen sie abgeht, in einen

sehr bedeutenden Rückstand setzt. Daher die am katholischen Klerus nicht selten wahrzunehmende Eckigkeit, Schroffheit, Befangenheit. Der geselligen Urbanität der früheren Römer entspricht hier die Rusticität der römischen Priester; dem Städtischen, das Bäurische. —

Was aber die erwähnte Freiheit des Individuums betrifft, welch' eine unwiderstehliche Macht ist für sie in der neuen Zeit doch gewonnen! Welche Gewalt, welche Zukunft entwickelt sich von jetzt ab durch den Hebel der Presse! — Die Presse bekommt in der gegenwärtigen und künftigen Geschichte für die Humanität dieselbe Bedeutung, welche für das Raffinement der Barbarei, für die gebildete Barbarei, das Pulver und die Kanonen erhalten. Aber die Presse wird siegreicher spielen als das Gewehr, auch für die gesellige Welt, und jene Junker, welche noch immer der Thier- oder gar Menschenjagd nicht entbehren können, werden sich vom mächtigen Spiel der Presse auf ihren Jagd-Gebieten immer mehr eingeengt, und zuletzt besitzlos gemacht sehen, denn die entgegengesetztesten Agentien kommen in der Geschichte am schnellsten und am erfolgreichsten in Conflikt. Zunächst ist aber wohl zu bedenken: die auch für

die Geselligkeit durch das gedruckte Wort erkämpfte Freiheit ist nur erst noch eine Freiheit auf dem Papier. Die Presse bereitet uns einstweilen eine glänzende Periode der Literaturen. Die gebildeten Völker ergehen sich auch gesellig nur erst auf dem Boden der Literatur, mit einem Aufwande von Geist, mit einer Fülle von Schönheit und Anmuth, daß man erstaunt, daß man dennoch aber trauern möchte, denn die Völker bleiben noch getrennt, von Einzelnen unterjocht, ja sie bekämpfen sich gegenseits, und bleiben sogar unfrei, so lange die Presse es ist. —

Betrachten wir die geselligen Kreise dieses Abschnittes näher. Sie übertreffen einander an Glanz, aber es ist ein literarischer, es ist ein tragischer Glanz! Es bleibt mehr oder weniger immer nur noch der Salon der exklusiven Vornehmheit. — Welch' eine Einzigkeit der Situationen! Welch' eine Elite von Geistern! Welch' ein Cultus der literarischen und künstlerischen Idealität! Wem klingen sie nicht süß, die bloßen Namen schon: Ferrara, Belriguardo, Aminta? — Aber dennoch unglücklicher Tasso, daß auch Du ein fürstlicher Historiograph werden wolltest, und noch dazu, der Anbeter einer Prinzessin! — Dein eigener Bewunderer wird auch

Dein Henker werden! Er, dem Du die süßesten, die unwiderstehlichsten Melodieen Deiner melodischen Sprache, er, dem Du die Empfindungsweisen, die Ueberraschungen, die Entzückungen der Götter selber in das faunische Genießlingsohr gehaucht, er, dem Du alles gegeben, was Du hattest, was Du warst, er, Dein Fürst, schickt Dich zuletzt dennoch zu den Franciscanern, damit Du toller werdest als toll, und Dein Fürstenthum auf dem Capitol nicht mehr erlebest! Sind Fürsten denn so neidisch, wenn's gilt, andere Fürsten oder doch geehrte, freie Menschen neben sich zu dulden? — Sind Fürsten so grenzenlos in ihrer Anmaßung! — Auch hier wieder ein Verein von Geistern, wie ihn Jahrhunderte nicht beisammen sehen, aus einander getrieben durch die Kluft irdischer Ungleichheit! —

In Spanien theilt sich in Mitte einer bestimmt ausgeprägten, nationalen Sphäre die vorgeschriebene Gemessenheit der Grandezza sogar den untersten Ständen mit. Treu bewahrt man im Gespräch die Geschichten des eigenen Landes. Man giebt ihnen ein dichterisches Gewand. Und die Wahrheit jener Prosa und die Schönheit dieser Poesie wird traditionell fortgeleitet, und bildet den liebsten Stoff der

Unterhaltung. Die Grandezza ist hier denn auch die höchste Form der Repräsentation, wenn es darauf ankommt, ein starkes Selbstbewußtseyn, den Stolz der Familie, des Vaterlandes herauszukehren; wenn die feurigen Weine des ursprünglichen Naturells, all' diese Gluth der Leidenschaften, diese Liebe, diese Eifersucht, diese Tapferkeit, diese Rache, dieser Haß durch das Eis des Betragens frisch erhalten werden sollen. — Gegenwärtig scheinen sich hier, außer politischen Verhandlungen, die großen Schätze nationaler Literatur im Umgange geltend zu machen, wie sich früher umgekehrt der behaglich-grandiose Verkehr des Spaniers in der Novelle auf's Klarste abspiegelte, in dieser Farbensattheit der Individuen, in diesen göttlichen Eseltreibern, in diesen Fuhrleuten, Studenten, Mägden, Gastwirthen, Baccalaureen. — Ein sehr wichtiger Zug der spanischen Geselligkeit ist die höchste, gebildetste Ungenirtheit, die Verbindung der freisten Licenz mit dem feinsten Anstand. —

England besaß zwar von je her, und besitzt noch immer ein geselliges Leben im größten Styl, aber England ist viel zu sehr Inselland, auch in geistiger Hinsicht, es kehrt mit all' seinem geselligen Reichthum viel zu schnell in sich zurück, als daß es

seine geselligen Elemente noch anders dem Continent mittheilen sollte, außer der Kaufmannswelt und den Fashionablen. Freilich aber ist in England der eigentliche Heiland der Poesie zur Welt gekommen, der, ein geborener König des Himmels, alle Mängel irdischer Existenz zuzudecken, der das gesellige Leben mit einer Fluth drastischer Erschütterungen des höchsten Wohlseyns und Lachens zu überströmen vermag; ich meine nicht Shakspeare, sondern den Humor. Dieser Humor ist denn auch das große Aequivalent für den Spleen der Nation, wie für den Welt-Spleen überhaupt. Die geselligen Kreise Englands haben unter der Elisabeth schon einen überaus hohen Stand der Bildung erreicht. Shakspeare weist überall darauf hin, weniger ausdrücklich, als durch das unmittelbarste Ausathmen der reinsten, geselligen Lebensluft; was denn unverkennbar bei ihm aus der Vermählung des Genius mit der Wirklichkeit entspringt. Es ist eine armselige deutsche Kleinstädterei, Shakspeare sich immer nur in den Porter-Kneipen, in den Matrosen- und Schauspieler-Tavernen zu denken. Shakspeare verband nur die idealste Gesellschaft mit der Hefe, mit den Spelunken und Abgründen menschlicher Existenz

durch eine und dieselbe Gedankenperspektive, in deren unendlicher Länge die Breite und Tiefe der ganzen Welt sich ihm reflektirte. — In neuester Zeit hat sich auch in England die höhere Geselligkeit vorherrschend um literarische Interessen versammelt, wenn auch keinesweges um die classischen Erzeugnisse englischer Literatur, als vielmehr um die politischen Chancen, um den industriellen Verkehr, um die kleinen Dutzend-Romane, besonders des komischen Genres, um Scenen der Wirklichkeit, solid und massiv und verschlagsam wie ein Plump-Pudding. Den reinsten Ausdruck erreicht der höhere gesellige Verkehr der Engländer jetzt in dem Landhausleben ihrer Aristokratie. Die Hallen Ossian's sind hier verwandelt in die modernsten Prunkzimmer. Die Flamme des Herdes leuchtet noch jetzt, wie einst, vom Kamin, aber sie beleuchtet die schönsten Fresken, die ausgewähltesten Fußdecken, die abweichendsten Formen edler Menschengestalt; ein reiches Comfort erfrischt den Mund zu immer neuer Rede, und nach aufgehobener Tafel, wenn die reizenden Damen Altenglands gehen, und die Weine kommen, rücken die Männer noch immer nach alter, lieber Sitte zusammen, und nun moussiren die ausgelassensten

Geister der Einfälle um die Wette mit dem Champagner. —

Dasjenige Volk aber, welches in der neuen Zeit für die höhere gesellige Existenz eine ganz außerordentliche Anlage besitzt, und in glänzender Weise entfaltet, welches den bisher größten, geselligen Genius, wenn auch nicht geboren, doch lang in seiner Mitte gesehen, sind die Franzosen. So sehr ist dieses der Fall, daß die Franzosen lange sogar Ton angebend in der geselligen Sphäre sich behauptet, und daß Paris bis auf diesen Tag derjenige Ort ist, der in seinen Salons einen Glanz und ein Leben concentrirt, welches die ganze europäische Welt — in gewissen Zeiten nur die Provinz von Paris — für sich absorbirt. Wir werden diesen Ausspruch natürlich sehr zu berichtigen haben, ja, wir sind in der Gegenwart vielleicht eben im Begriff, den Franzosen diesen Vorrang auf lange zu entreißen. Nur äußerlich angesehen, vom Standpunkt einer lebhaften Debatte, einer unausgesetzten Agilität, eines schillernden, witzigen Esprit, jetzt freilich auch eines tiefen, fast melancholischen Ernstes, der um die Boulevards, um die Notre Dame wie ein zehrender, verhängnißvoller Nebel brütet, und sicher auf eine große, kritische Zukunft

hinweist, ist jener Ausspruch immer noch in seinem Rechte. — Es ist erstaunenswerth, was Paris, was seine Geselligkeit zu gewissen Zeiten alles auf ihrem Gebiete vereinigt! Die sublimste Feinheit des Urtheils, der Auffassung, des Auftretens, des Empfangens; die gröbste Lüsternheit des Veranstaltens und Raffinirens, des Schwelgens und Rasens im Genuß. Die aufrichtigsten, tiefsten Bestrebungen, des Ideellen im Gespräche Herr zu werden, die seelenvollsten, großartigsten Interessen und Verbindungen der Art; und dann doch auch wieder ein brutales Großthun mit der Materie, mit der Blasirtheit, mit dem Atheismus; ja ein Hohn lachendes, scheinbar allwissendes Spielen mit dem Leben; und zuletzt doch wieder der Prunk mit einer geistlosen, bigotten Kirche. — Diese Zeiten Ludwigs **XIV.**, **XV.**, **XVI.** bis auf diese Stunde hin sind unerschöpflich an Studien dieser Art! —

Wir sehen bisweilen vor Büchern aus dem vorigen Jahrhundert Vignetten oder andere ausgeführtere Kupferstiche, deren eigentlicher Kunstwerth oft eben so gering seyn mag, wie der Inhalt jener Schriften es ist, deren vergilbte Bilder aber dennoch für die Phantasie einen unendlichen Reiz haben, weil sie in naiver, nicht vorgreifender Weise diese wenigen Striche

zu einer überaus reichen, individuellen Welt ausführen lassen. Es ist der Garten von Versailles, den wir vor uns sehen. Es ist der Hof, der in diesen Gängen promenirt, der in diesen Lauben sich niedergelassen, in den prächtigen Eldorado's dieser Schloßfacade sein Lustrevier aufgeschlagen hat. Und was bildet nicht alles sein Gefolge, was hat sich nicht alles aus der Hauptstadt ihm nachgedrängt, um in den endlosen Räumen dieser Parks, in der labyrinthischen Perspektive dieser Säle, an der, Tage und Nächte dauernden Geselligkeit dieser Orgien des Hofes Theil zu nehmen! — Dichter und Philosophen, Abbé's und Staatsmänner, eisgraue Ludwigsritter der ältesten Aristokratie und junge Empórkömmlinge, wahre Ganymede der Hofgunst, der bloßen Liebhaberei des Königs, Geburten eines Augenblicks, Kinder der Liebe und der Laune, Cavaliere, die noch keinen einzigen Ahnen zählen, aber die Allmacht des Fürsten, der sie so eben hervorgerufen. Und nun dieser unübersehliche Damenflor! Diese Maintenon's und Montespan's und Sevigné's und Ninon's und Pompadour's und Dubarry's. —

Der Frühling, der französische Frühling hat eben seine von Blüthen beschneiete Toilette gemacht. Es ist

heute sein ausgesuchtester Schmuck, den er trägt. Es ist heute die Toilette seines Hochzeitstages. Es ist heute ein Frühlingstag, den blitzende Caskaden, den Wasserfälle, die von künstlichen Gebirgen niedergehen, den die berühmten Fontainen von Versailles, den hell schlagende, sehnsüchtig lockende Nachtigallen jubelnd verkünden! Der Hof will dieses Lustlager des Frühlings heute mitfeiern. Er will heute alles beisammen haben, was Natur und was Kunst, was die Idylle und die Civilisation, und vor allem, was die literarischen Kreise von Esprit nur darbieten mögen! Deßhalb hat er heute die Dichter mitgebracht und die Philosophen, die Abbés und die Staatsmänner, die eisgrauen Ludwigsritter und die jungen Emporkömmlinge und den ganzen unübersehlichen Damenflor! Deßhalb gehen heute die Wasser all', und wie die Damen, diese allerliebsten Damen, und die Herren, diese charmanten Männer von Welt, diese Erfinder der Galanterie, der Intrigue, der Cabale, wie sie heute alle schneeweiß gepudert sind, und den Degen und den Chapeau-bas zur Seite tragen; also hat auch Natur, die Braut des Frühlings, ihr Festkleid heute mit dem zartesten, weißesten Blüthenpuder überschüttet! Und wie die Damen und die Herren all' das Eckige, das Steife, das

Bauschige, das Schweifende, das Schleppende, das Zweideutige des Siecle's an sich haben, diese thurmhohen Frisuren und Bügel- und Reifröcke, diesen Kopfputz à la Titus, diese Fischbein-Kragen und Krägelchen, diese unermeßliche Zusammensetzung von Knappheit und Négligé, von Vermummung und Nudität, von Tiefblick und dem Auge der flachsten Lüsternheit; so haben heute auch Natur und Frühling und ihr ganzes Hochzeitsgefolge entsprechende Gala angelegt. Grüne Mauern von Hecken bilden die Riesenwände dieses verherten Naturtempels. Bäume schauen mit der Allongenperücke des üppigsten Laubwerks, oder als verwünschte Elephanten, auf denen Thürme sich erheben, seltsam heraus, andere in Pyramiden und Sphinxe, in Häuser und Lusthäuschen verwandelt. Rechts treten wir gar in das Reich der Medusa! Wir wenden uns ab, denn wir sehen die ganze Götterwelt, vom alten Chronos bis zum jüngsten Heroen herab, aus Stein uns entgegenstarren. Der bunte Sand kreischt laut unter unsern Füßen. Eine schreiende Mosaik! Goldfische plätschern im Wasser, der Wallfisch bläst riesenhafte Fontainen aus seinen Nüstern. Aus dem Hintergrunde der Parklandschaft aber marschirt uns die schnurgerade Fronte einer Soldateska

entgegen, zu Fuß und zu Pferde, mit klingender Muhamedsfahne und dem Beckenschlage und der großen Trommel; aber — alles ist hier wie verhert, denn die Soldaten sind Verir-Soldaten, und die Musik ist eine Verir-Musik! —

Und wie die Paare und die Pärchen vorübergehen, wahrlich, man könnte hier schon, prophetisch genug, an Faust und an Gretchen, an Mephistopheles und an die Alte denken! Es ist nur Esprit, was man hier hört, und wieder Esprit. Es sind die geistreichsten Damenlippen, es ist die vielseitigste Männerbildung. Es ist eine glänzende Vereinigung von unbequemer Kleidung und alles besiegender Gewandtheit, von Fenelonscher Mystik und Blasphemie, von obscöner Jagd und Entwickelung der interessantesten Ideen der Cabinette, der Akademie, der Sorbonne, der Poesie, des Theaters, der Rhetorik, der Salons, der Lebensweisheit, der Chevalerie, der Charlatanerie, des Betschwesterthums; daß wir mit Zuziehung jener prächtigen Menagerie die ganze Schöpfung, den Garten des Paradieses, Adam und Eva, als sie sich noch nicht schämeten, vor uns zu haben glauben. —

Die wirkliche Glanzseite der Conversation, wie sie in jenen Kreisen des Hofes, besonders, wenn

er sich nach Versailles zurückzog, wie überhaupt in den ersten Salons von Paris, geherrscht hat, kann, ungeachtet aller Entartung, nicht hoch genug angeschlagen werden. Die ersten Geister der Nation, indem sie Alle eine Beziehung auf Paris hatten, selbst der am liebsten in der Einsamkeit der Natur, fern ab weilende, liebenswürdig kranke Rousseau nicht ausgenommen, begegneten sich in diesen Kreisen entweder persönlich, um ihre Bolzen an Ort und Stelle abzusenden, den Dialog in der köstlichsten Weise Diderot's lebendig zu gestalten, oder sie leiteten von fern her, wie ein Arom weit hin die Atmosphäre durchwürzt, den Duft ihres Geisteslebens in diese ausgesuchtesten Kreise der Unterhaltung. Wunderbar mächtig und hochgebildet muß ohne Zweifel die Herrschaft gewesen seyn, welche hier die besseren Frauen mit dem Scepter des Gedankens und im Schmucke persönlicher Liebenswürdigkeit geführt haben. Der schönste Triumph der erlebten Gleichstellung! — Und selbst, was den so weitreichenden Unglauben dieser Bildungsstufe betrifft, die auf dem Flügel des Witzes hinflatternde Frivolität der sogenannten Freigeister, die nicht eine entfernte Ahnung von der Grund-Idee des Christenthums hatten, so gehörte doch immer eine tief gegründete Sittlichkeit,

eine im être suprême fest gewurzelte Weltruhe dazu, um, Angesichts der Vergänglichkeit alles Irdischen, bis zum letzten Augenblick, die Aufgewecktheit eines witzigen Kopfes und die Heiterkeit des Weltweisen zu behalten. Auch ist es nur vom einseitigsten Rigorismus zu verkennen, daß sich hier mitten aus deistisch-republikanischen Ansichten die schönsten Tugenden hervorgebildet haben. —

Ja, wer diese Welt studirt, wer den Eingang in diese Kreise benutzt, der versteht Paris mindestens bis zur ersten Revolution! — — Denn nicht einmal das Zeitalter der Reformation sollte ablaufen, ohne eine neue, zum dritten Mal uns in dieser Weise begegnende Umwälzung hervorzubringen, eine Katastrophe, welche, je mehr sie das eigentliche Wesen der Freiheit und Gleichheit zunächst verkennt, und der geselligen Sphäre viel zu unbestimmte Grenzen absteckt, doch offenbar den Weg zu demjenigen bahnt, dem, wie wir am Ende der ersten Vorlesung gesehen, gegenwärtig die Völker sehnsüchtig entgegenharren. Schon damals nahete sich die rechte Hülfe für eine Nation, wie die Franzosen.

Es sind die Franzosen das Volk des Enthusiasmus. Sie sind auch darin die neueren Römer, daß

sie ihre Lieblinge auf Händen tragen. Napoleon kommt! Napoleon debütirt mit den äußersten Großthaten! Napoleon wird der Held des Tages, das Wort jedes Mundes, der Abgott des Volkes! Das Kaiserreich ist proklamirt! — Wir werden in der nächsten Stunde, in der wir das Ideal höherer Geselligkeit zeichnen, erkennen, was Napoleon nicht bloß für sein Volk, was er für die Völker für eine Sendung gehabt. Napoleon überflügelt die französische Nation so sehr durch die Größe seiner Individualität, daß man zunächst fragen muß, wo sind die Ausschweifungen, wo ist die Nudität, wo ist das übermüthige Fleisch, wo ist die Grausamkeit, wo ist die Wollust, wo die Orgie, wo die Tobsucht? — Dieses Zusammennehmen eines so exaltirten, eines so wilden und eben im Durchgehen begriffenen Volkes, wie die Franzosen, ist ein eben so erstaunliches Werk des Kaisers gewesen, als eine seiner größten Schlachten, die er gewonnen, als eine seiner kühnsten Eroberungen, die er gemacht. Ja, man kann sagen, daß Napoleon so sehr von Tag zu Tag, von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg eine ganze Nation beschäftigte, daß man sogar fragen muß, wo ist die Geselligkeit jener früheren Tage geblieben? — Und in der That,

nicht einmal bis zur bisherigen Conversation haben die so geselligen Franzosen von jetzt an mehr Zeit. Nicht einmal in Paris! Napoleon läßt ihnen keine Zeit! Es müßte denn seyn die Geselligkeit der Bulletins, die Geselligkeit des Soldatenlebens, die Geselligkeit der Feldlager, der Schlachten, die Geselligkeit der Evolutionen und der Eroberungen, des Fliegens von Land zu Land, die Geselligkeit der Maifelder! — Napoleon vor den Salons von Paris, wie Hannibal vor den Thoren von Rom! — Napoleon demolirt den bloßen Salon, selbst der Literatur, für alle Zeiten! — Sogar die Deutschen sollten zu ihrem Heil das endlich erfahren. Und was auch später in Frankreich noch Glänzendes sich gesellig herausstellt, von den Salons Lafayette's bis zu denen der Madame Recamier, bis hin auf die grünen Boulevards, auf die elysäischen Felder; von den schon zur dämmernden Sage gewordenen Erzählungen vom Kaiser und der alten Garde, bis hin zu den Romantikern und zu George Sand, diesem beredtesten Sprecher für eine künftige Geselligkeit Frankreichs und hin zu dem Trauerzuge der Asche Napoleon's; es deutet alles auf den großen, geselligen

Umschwung, dem auch Deutschland im Fluge entgegeneilt! —

Ja, wenn ein Volk das gegenwärtig zu Ende gehende Stadium der Geselligkeit in der Literatur vollständig durchgearbeitet und zur höchsten Reife gebracht hat, so ist es das deutsche. Wir können uns hier kurz fassen, da es unser eigenstes, edelstes Leben ist, welches jetzt in Rede steht.

Die geselligen Kreise Deutschlands, wie sie sich seit dem vorigen Jahrhundert in Münster, um die Fürstin von Gallitzin, in Pempelfort unter Jacobi, in Weimar und Jena unter Göthe und Schiller, in Königsberg zur Zeit Kant's, in Berlin zur Zeit Rahel's und des Prinzen Louis, in Dresden unter Tieck gebildet haben, strahlen den Reichthum unserer Literatur in Lichtern zurück, die eben so die Genialität unseres Idealismus, als unsere leider bis dahin immer noch andauernde, politische Halbmündigkeit außer Zweifel setzen. Indessen wir mußten erst literarisch erstarken, um auf dem Wege literarischer Politik, mit dem Uebergange in das letzte Stadium der Geselligkeit, das zu werden, was unsre nächste Zukunft enthalten wird. Es bedürfte einer besonderen Reihe von Vorträgen, um

die unendliche Welt jener eben genannten Orte höherer, literarischer Geselligkeit einigermaßen zu veranschaulichen.

Auch verdiente dann wohl jene merkwürdige Niederlassung der ausgewähltesten Vertreter französischer Geselligkeit, jene französische Colonie im höchsten Sinne des Wortes, und noch dazu um einen deutschen Stammvater ersten Ranges versammelt, ich meine Sanssouci, eine besondere Darstellung. Sanssouci ist Versailles en miniature, Versailles im kleineren Styl der Idylle, was die Ausdehnung, was den Luxus der geselligen Elemente betrifft. Sanssouci ist eine Nebensonne oder vielmehr ein stiller, bescheidener, ein zu süßen Schwärmereien ladender Mond jener stolzen Sonnen-Glorie der französischen Majestäten. Aber Sanssouci verliert durch diese Bescheidenheit nichts, es gewinnt jedoch alles. Denn obwohl hier der große König, im Umgange mit den Franzosen, sich ganz der Bewunderung einer Literatur überließ, die ihm so sehr am Herzen lag; so wird dem scharfen Beobachter das deutsche Wesen schon in dem allwaltenden Interesse des seltenen Fürsten, in seiner auch ideellen Freisinnigkeit, nirgend entgehen.

Hier, wo nicht mehr der Commandostab, nicht mehr die Krücke, nicht mehr das Scepter herrschte, sondern die Flöte, die Leier, die Feder; hier, wo sich selbst diese in die freiere Kunst der lebendigen Rede verwandelte; hier, wo weiße Götter überall aus grüner Umlaubung heiter hervorlauschten, Tritonen lustig auf Muscheln bliesen; hier wohnten zugleich Melancholieen, deren heilige Bedeutung die damaligen Franzosen noch kaum zu enträthseln vermochten. —

Nun aber vor Allem Weimar und Jena! — Welch' ein Brennpunkt eigengearteter, großer Naturen! Welch' ein Zusammentreffen von allem, was der Geselligkeit jenen höchsten Charakter ertheilt, Potenzirung des einzelnen Geistes durch Alle zu seyn! So oft man hier gesellig zusammenlebte, lebte man so, daß man in freier Stellung zu einander verharrte, und so, durch den Geist, und wieder durch den Geist, vermittelt, in völliger Gleichheit menschlicher Würde sich erhielt. In welche doppelte Verlegenheit, durch den Nagel im Kopf und durch den vernagelten Geist, würde hier so manche bloße Standes-Excellenz des 19ten Jahrhunderts in der Gesellschaft dieser wahren Excellenzen gekommen seyn! — Was kümmern in Weimar einander der

Herzog oder Göthe, wie er allmählich bis zum Minister hinansteigt, oder Schiller, der Professor in Jena! Sie waren das alles, ja, und doch waren sie es auch nicht mehr! Sie waren Menschen, und wenigstens in dem Gedankenaustausch glücklich, und begabt genug, um alles Menschliche, nach Art der Griechen, bis zur höchsten Staffel in sich auszubilden, durchzugenießen, aber auch durchzuarbeiten, und wieder und wieder zu besprechen.

Man hat gesagt, daß nichts schwerer zu tragen sey, als das Glück. Man muß dasselbe von der Schönheit behaupten, von der Idee, wenn sie ganz in die Erscheinung treten, wenn sie in künstlerischer Form sich offenbaren soll. Jeder, der sich auf die Schönheit versteht, wird ein wundersames Gefühl kennen, welches sich nicht selten in uns zu melden pflegt, indem wir uns dem Schönen auf die Dauer hingeben wollen. Eine gewisse Unsicherheit, eine Beklommenheit, ein Gewissensregen, als könnten wir über der Schönheit Wichtigeres vernachlässigen, als könnten wir, des Ernstes uneingedenk, welchen das Leben, welchen die Pflicht heischt, uns in einer Zeit dem Anschauen überlassen, welche dringendere Aufgaben stellt, andere Kräfte in Anspruch nimmt. Wir fühlen der

Schönheit gegenüber eine Mahnung, uns zu prüfen, ob wir auch des Höchsten schon würdig seyen, ob schon alles Werk vollbracht worden, um das Fest zu begehen, ohne uns des Leichtsinns, der Genußsucht zu zeihen. Es ist dieß ein tief sittliches Gefühl, welches man nie in sich ertödten darf, ein Gefühl, das so wenig gegen die Schönheit zeugt, daß es vielmehr beweist, wie man dieser selbst erst inne werden könne, und leben dürfe, wenn alles Uebrige bestellt ist, denn die Schönheit will nichts Einzelnes, Momentanes im Menschen, sie will, wenn sie beseligen und nicht quälen soll, die Harmonie des Ganzen. —

Jene Männer zu Weimar nun waren zugleich so werkthätig, so durch Arbeit gestählt und herangebildet, daß sie sich mit vollendeter Sicherheit, und im klarsten Erkennen eines solchen Lebensberufes, der Schönheit widmen durften, theils um durch Hervorbringung einer classischen Literatur auf Sprache und Nation zu wirken, theils zum ersten Mal in Deutschland eine höhere Geselligkeit in weiterem Umfang für einen kleineren Kreis darzustellen, und so auch hier wieder Grund zu legen für eine höhere Geselligkeit der Nation. Am schönsten, am reinsten,

am ununterbrochensten spiegelt sich das alles wieder in Göthe's Leben ab, von der frühesten Periode im elterlichen Hause, durch die Jahre der vielseitigsten Bildung fort, bis in das späteste Greisenalter, dessen tiefstehende Sonne doch noch die goldensten Früchte in Wahrheit und Dichtung uns zeitigt. Doch — zurück auf Weimar!

Die beiden Herzoginnen zum Erstaunen vielfach unterrichtet, in gewissem Sinne sogar gelehrt, ohne alle Verschrobenheit gelehrter Frauennatur, ganz Anmuth und Gewandtheit, wie sie das vorige Jahrhundert, ungeachtet seiner Bügeleisentoilette, in so gefälligen Weisen zu ertheilen wußte! Ganz Hingebung an das geistige Element, ohne die lächerliche Schrulle von Ueberspannung! Hochsinnig, voll Einfall und Urtheil! — Der Herzog, schon durch Anlage und Erziehung, wie viel mehr noch durch Göthe, seinen Busenfreund, in eine geistige Gährung hineingeworfen, und aus ihr heraus, aus keinem Fürstenspiegel, regierend! — Der alte Wieland, schon etwas steif vom Ritte des Hippogryphen, und beinahe schon etwas in den Hintergrund geschoben durch die gedanken- und wort-kühn und schonungslos nachsetzende Jugend der Schlegel und Göthe's, des Phöbus Apollo. Wieland,

viel bewegt, immer aber noch resolut und weise, und im Umgang Epikuräer und Aristipp, und ein Mann überhaupt, der sich auf den längsten und edelsten Lebensgenuß versteht, wie einer! — Dann Herder, der Verkünder der Humanität, der Philosoph der Geschichte der Menschheit, der Dichter, dessen feines Ohr den Stimmen der Völker schon damals, im achtzehnten Jahrhundert! gelauscht, der aber dennoch nicht ganz ohne geistlichen Stolz das geistliche Käppchen auf dem Kopfe trägt. — Wer doch aber beschreibt Göthe? — Göthe, den Geselligsten dieser Geselligen, Göthe, von dem wir Deutsche Alle erst Geselligkeit gelernt haben, bis auf jenen Schmelz des dialogischen Ausdrucks, den selbst die Sprache der Franzosen nie wird erreichen können, Göthe, den ewig sich wandelnden, den tief empfindenden, den innig verliebten, den schmachtend träumerischen, den stets besonnenen Jüngling, der dann, selbst vor dem Herzog, wieder der Donnerer wird, mit dem Blitze des Faust in der Hand, der den Göttern dräut, mit der Braue zürnt, daß sie sich darob entsetzen, dann wieder lächelt, daß all sein „Behagen" sich ihnen, den Behaglichen, mittheilt! — Und wenn nun gar noch Schiller von Jena herüber kam, um sich hier

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

vom Staube des Katheders zu erholen, ein Staub, der bekanntlich seiner kranken Lunge, wie seiner äther-reinen Lyrik, sehr nachtheilig wurde; wenn Schiller hier die Geister seiner Gedichte citirte und recitirte, seine Dramen, seine Vorlesungen, seine Abhandlungen, seine Einfälle, seine Melancholieen und Wonnen. Und wenn nun noch zuletzt Göthe satt bekam alle diese Idealismen des Umgangs, und von seinem derben Jugendhumor, bis zum göttlichsten Exceß hin, ergriffen wurde, so lärmte und tobte doch alles durch einander, und hier war keine prüde Seele zugegen, die nicht auch in diesem Toben eine gesellige Berechtigung und Tugend gesehen hätte.

Die höhere, literarische Geselligkeit hat in Weimar bereits ihre höchste Ausbildung erreicht, ungeachtet sie im In- und Auslande noch lang', obwohl immer schwächer werdend, bis auf unsere Tage hin fortdauert. Die Umstände erlauben es nicht, der anderen deutsch-literarischen Cirkel hier näher zu gedenken, in denen sich die Weimarsche Periode, modificirt, nur abschattet. Wie Göthe den höchsten Gipfelpunkt unserer Literatur bezeichnet, so ist er auch der Vollender der geselligen Literaturperiode, bis auf die Sprache hin. Erst mit einem Schriftsteller von

dieser Größe, wie Göthe, konnte sich diese Abtheilung des geselligen Lebens schließen. Mit Göthe's Vollendung hat die höhere Geselligkeit ihr fünftes Stadium beendigt, als Geselligkeit in der Literatur. Wir gehören mit unsern socialen Tendenzen bereits dem Uebergang in die letzte Periode, in die Geselligkeit der Völker mit Völkern, wenn diese freilich für uns auch noch so gut wie Zukunft ist. Göthe und Napoleon integriren sich wunderbar! Beide beschließen gleichmäßig das bisherige und eröffnen das kommende Stadium. Göthe als Prophet einer Weltliteratur, Napoleon als Unternehmer einer Welteroberung! —

Wie wir nun auf dem bisherigen, pragmatischen Wege die geschichtlichen Momente der höheren Geselligkeit in der Familie, unter den Individuen, im Staat, in der Kirche, in der Literatur näher in Betracht gezogen haben, so wird sich uns in der ferneren Entwickelung, mit Hinblick auf die Zukunft, als die Geselligkeit der Völker mit Völkern, die Idee der höheren Geselligkeit ergeben, und wir werden in der nächsten Stunde, indem wir vorzugsweise auf die individuelle Entfaltung der höheren Geselligkeit eingehen, damit das gesellige

Ideal überhaupt entwerfen und ausführen, hier und da mit scharfer Geißelung derjenigen, welche unter allem Ideal sind. —

Auch uns ruft jetzt, nach dem schönen Cyklus, den der Geist geordnet hat, die Arbeit zur Bewältigung dessen, was unser Material ist, um es, geistig verklärt, in der nächsten Stunde, in diesem geselligen Kreise, vollends zur Sprache zu bringen. —

Dritte Vorlesung.

Hochverehrte Anwesende!

Nachdem wir in unserer vorigen Betrachtung die einzelnen Stadien des höheren, geselligen Lebens uns vorgeführt haben, wie dieselben nicht blos mit Nothwendigkeit aus der Idee resultiren, sondern wie sie sich auch in der Geschichte wiederfinden, so müssen wir zunächst darauf hindeuten, was wir auch schon berührt, daß diese Momente in den großen Perioden der Geschichte keineswegs bloß nacheinander erscheinen, sondern in so fern auch neben einander bestehen, als jede spätere Phase der Geselligkeit die frühere immer noch mitgestaltet, so wie in jeder späteren die frühere auch reicher und ausgebildeter sich darstellt, als

dieses der Fall seyn könnte, da, wo sie nur vereinzelt sich zeigen dürfte. Auch ist in der That jenes Neben einander der Geschichte nichts anderes als eben die Vollständigkeit und Ewigkeit der Idee selbst.

So wird denn auch in der gegenwärtigen Zeit, in welcher bereits das letzte Stadium des höheren Verkehrs: die Geselligkeit der Völker mit Völkern in den socialen Tendenzen sich ankündigt, das gesellige Leben der Literatur, der Kirche, des Staates, der Individuen, der Familie sich ebenfalls offenbaren, und jedes einzelne Stadium wird jetzt, neben dem Socialen, unendlich inhaltsvoller seyn, als es ehedem auch nur möglich gewesen. Denn, was die eine Stufe der Geselligkeit aufzuweisen hat, das kommt allen anderen zu Gute, und, was diese wiederum des Eigenthümlichen darbieten, das wirkt auf die frühere oder spätere immer noch ein, daran bildet sie sich fort. — Der Zeitgeist fördert die gewesenen stets mehr in demjenigen, was ihnen fehlt, und der Geist der Geschichte verleiht ihnen, als geistigen Momenten, das, was er selbst hat, absolute Gegenwart und unwandelbare Lebendigkeit. —

Nun haben wir aber gesehen, wie sich in Asien die Geselligkeit zuerst als die der Familie in jenem

patriarchalisch eingefriedigten Zustande der Hebräer zu erkennen giebt. Wie sie dann in dem griechischen und römischen Leben, in der republikanischen Besonderung, in der schönen und kräftigen Gegenseitigkeit der Einzelnen, aus dem Gesichtspunkte der Oeffentlichkeit und des Vaterländischen, im Gegensatz zum Barbarischen, als Geselligkeit der Individuen ihr Zusammentreffen von Natur und Bildung feiert. Wie weiter mit jener Hauptkrisis der Geschichte, dem Christenthum, die bloße Gegenseitigkeit der Individuen in die unendliche Freiheit derselben, in eine höhere Gemeinschaft übergeht, die sich als Volk zum Staat, als Gemeinde zur Kirche constituirt, und unter der neu gewonnenen Blüthe der Romantik als Geselligkeit im Staat und in der Kirche sich entwickelt. Und wie das gesellige Leben zuletzt, beim Beginne der neuen Zeit, in einer neuen Metamorphose der Freiheit, aus den Fesseln der Hörigkeit, für die Aeußerung des Gedankens einen unendlichen Spielraum gewinnt, indem durch die Presse der Druck durch den Druck gehoben wird, so daß dadurch auch für den mündlichen Verkehr eine außerordentliche Bereicherung entsteht durch die Geselligkeit in der Literatur. Womit wir denn bei der Gegenwart anlangten, die sich

schon wieder, und mit Recht, theils durch die Hemmung der Presse, theils durch die Abhängigkeit vom geschriebenen oder gedruckten Wort, durch die Schranke der bloßen Nationalität, gedrungen fühlt, auch diesen Kreis noch zu durchbrechen, durch die Geselligkeit der Völker mit Völkern, welches dann schon mit der auf socialem Wege gewonnenen Verwirklichung der Societät, im vollsten Sinne, zusammentrifft.

Wir haben aber früher gesagt, daß die Geselligkeit da, wo sie sich über den bloßen Nutzen erhebe, wo sie sich zur Annehmlichkeit und Behaglichkeit, wo sie sich zur Schönheit und Anmuth steigere, wo sie in keinem außerhalb Liegenden, sondern in sich selbst ihren Zweck finde, daß sie erst da ihre Idee erreiche, ein lebendiges, ein in der Wirklichkeit durch Individuen dargestelltes Kunstwerk zu seyn. —

Was nun aber ist nach allem dem die Idee der höheren Geselligkeit? — Indem das gesellige Leben mit und in der Familie beginnt, in der sich das Individuum zuerst vorfindet, und indem die Geselligkeit mit der Verbindung der Völker mit Völkern aufhört, die zusammen wieder die Menschheit bilden, so umfaßt sie mit diesen Aeußersten alles dasjenige, was menschlich ist, und bezieht sich daher

auch auf den Menschen schlechthin. Nun ist aber die Societät ebenfalls auf das Menschliche gerichtet, nur daß sie zunächst durch die vermittelnde Theilnahme der Nation an dem politischen, kirchlichen und literarischen Leben vorzugsweise das Wohl der Nation und dann erst das der Menschheit bezweckt. Darin aber, daß die Geselligkeit und die Societät das Menschliche überhaupt in Anspruch nehmen, fallen sie beide, wie wir gesehen, mit der Humanität zusammen. Wie nun die Societät durch die Nation das Wohl der Menschheit im Auge hat, und die Humanität die Ausbildung und gleiche Achtung alles dessen, was Mensch; so beabsichtigt die Geselligkeit zunächst, indem sie den ganzen Inhalt alles dessen, was menschlich ist, in sich hereinnimmt, den Austausch dieses Inhalts. Daher eben müssen sich Zeiten, wie die unsrigen, in denen man nicht selten, auf eine so willkürliche, faustrechte Weise, den schriftlichen Verkehr der Ideen überwacht und unterdrückt, sie müssen sich aus tiefster Nothwendigkeit in das gesellige Element hineinflüchten, um die Rechte der Einzelnen und der Völker zu schützen, ungeachtet aller Hemmung.

Es offenbart sich aber der Inhalt des Menschlichen in unendlich vielen Individuen, und zwar in je-

dem immer wieder anders. Um so schöner! Wir nennen diese Differenz in ihrer einzelnen Erscheinung Eigenthümlichkeit. Sie, die Eigenthümlichkeit, ist der farbige Einschlag im Gewebe des geselligen Lebens, das Gegentheil aller Reflexion, alles bloß Abstrakten. So ist denn die Idee der höheren Geselligkeit das, was sie beabsichtigt. Ihre Idee fällt mit ihrem Zwecke zusammen. Die Idee der höheren Geselligkeit ist: der Verkehr sämmtlicher, durch Bildung zum Bewußtseyn ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Rechte gelangter Individuen, der Austausch dessen, was ihren Inhalt ausmacht, in unendlicher Gegenseitigkeit, so zwar, daß dieser Inhalt eine annäherungsweis erschöpfende Form gewinnt. Diese Form ist schon die Schönheit des Verkehrs, und indem diese Form nie mechanisch, nie vorgeschrieben, sondern immer das treffende Erzeugniß des Momentes ist, so wird sie in dieser freien Bewegung auch Anmuth. Da aber die Sprache der vollständigste Ausdruck des Geistes ist, so wird vor allem durch die Sprache die angemessene Form für den geselligen Inhalt gewonnen. Daher hat es denn auch einen tieferen Grund, daß, wenn vom geselligen Leben die Rede ist, besonders an

das Sprechen gedacht wird, wenn auch Ton und Mimik, wenn auch Farbe und Stein, und der ganze Formenreichthum der Schöpfung in der Sphäre der höheren Geselligkeit ihre bestimmten Funktionen ebenfalls üben.

So erst ist die Geselligkeit Kunstwerk. Daher aber auch kann nicht nur, sondern es soll sogar in dem wahrhaft geselligen Leben alles einmal zur Sprache kommen. Es darf hier alles gesagt werden. Es kommt immer nur darauf an, wie es gesagt wird. Dieses Wie ist der Zauber der Geselligkeit. Es ist die in immer neuen Gestalten sich bildende Wellenlinie ihrer Schönheit. Hier weben alle die feinen Geister des Schicklichen, des Treffenden, des Zarten, des Anmuthigen, der Ironie, des Witzes, des Humors, des Pathos, der hinreißenden Lyrik, ja der religiösen Erhebung selbst; sie weben um die höhere Geselligkeit jenen unsichtbaren Aether, der, ohne Portier unten an der Pforte des Lokals, ohne Entrée, dennoch nichts durchläßt, was einer niedrigeren Region noch angehört. Das Element ist hier die Scheidung, die Grenze. Der Ungebildete, der Halbgebildete hält es in dieser Temperatur schlechterdings nicht aus. Hier wird aber auch nichts Eingang finden, was irgendwie ausschließliche Zwecke mitbringen sollte.

Daher sind wir denn auch weit davon entfernt, unserem Gegenstand nur eine so matte Folie zu geben, daß er uns lediglich zum Spiegel dienet für die Coquetterie der Eitelkeit, wie es in dem gewöhnlich geselligen Leben so häufig der Fall ist, oder auch nur zu einer Schule für die Conversation, um mit oder ohne Ironie Anstandsregeln zu ertheilen, deren fortgesetzter Ton bald kindisch werden müßte, da er aus dem Wahne einer geistigen Kosmetik stammt. Sondern wir fassen hier die Geselligkeit als höhere, wie das Schöne überhaupt und dessen künstlerische Darstellung, als: freie Entfaltung geistiger Eigenthümlichkeit durch die Mittheilung; als höchste Steigerung eines Jeden durch Alle; als jene Feier einer lebendigen Ruhe, welche am meisten geeignet ist, die durch die Anstrengung der Arbeit, als erster Bewältigung des täglichen Materials, veranlaßte Abspannung der Kräfte durch mündlichen oder sonstigen Austausch des Gedankens wieder zu heben.

Nicht bloß die gewöhnliche Arbeit soll durch den Fortschritt der Civilisation immer mehr vergeistigt werden. Vielmehr, wie jede menschliche Werkthätigkeit

den Geist im Werke abbilden soll, also soll auch das gesellige Leben nach der Arbeit nur in freierer, gleichstellender Weise den Geist mit Geistern sich ergehen lassen auf dem Gebiete des Geistes. Diese Auflösung in eine sonntägliche Feier der Existenz, in eine höhere Gegenseitigkeit der Individuen ist selbst dem Volke nicht zu rauben, sondern im Volksfeste vom Staat zu gewähren. So ist zwar auch die höhere Geselligkeit noch Arbeit, nicht aber Arbeit der Mühe, sondern Arbeit des Spiels, Arbeit, welche durch die freieste Produktion des Gedankens zugleich feiert, und dennoch wieder in dieser Feier wirkt, auch nach außen hin wirkt.

Wie indessen die Geschichte der Menschheit, die Geschichte des Volkes, immer nur die Geschichte des Individuums selbst ist, nur in größeren Maßen, so muß auch in den Begriff der höheren Geselligkeit für das gebildete Individuum alles das wieder resultiren und gelten, was sich auf den geschichtlichen Stadien uns bereits ergeben hat, die Idylle und die patriarchalische Pietät, als reine, behagliche und naive Natürlichkeit des Betragens; der freie, eben so schöne, wie energische Verkehr der Individuen, als aufgeschlossene Eigenthümlichkeit, als Reife des Geistes in gleicher Vollendung

des Inhalts, wie der Form, bis hin zur Classik der Sprache und hin zur Feinheit der Urbanität; das sichere, das sinnige und freisinnige Besprechen und Handhaben alles dessen, was Staat und was Kirche betrifft, mit taktvoller Anwendung jener reizenden Tugenden einer früheren Zeit, der Galanterie, der Chevalerie, der harmlosesten Hingebung und Treue; die Vielseitigkeit des Gedankens, aus den Werken aller Literaturen reflektirt, und in jene stürmische Debatte hinreißender Dialogen hineingeschlungen, welche, vom Genius geleitet, oft blitzschnell in die Geister einschlägt, das Jahrhundert im Nu oft erleuchtet, und die faulen, unzureichenden Institutionen den Flammen übergiebt; zuletzt aber alles das, was als vollständigster Ausdruck vorurtheilsfreier Humanität durch die verschiedenen Völkerindividualitäten hindurchschreitet und so die Menschheit umfaßt.

Ich darf hier leider nicht speciell darauf eingehen, zu zeigen, wie eigentlich in der Familie die höhere Geselligkeit zu beginnen und durchzuführen sey. Es würde das eine besondere Vorlesung erfordern. Nur hindeuten will ich auf die Wichtigkeit dieser Periode für den höheren, geselligen Verkehr und die Momente angeben, in welche sie zerfällt.

In der Familie schon legt sich das ganze System der höheren Geselligkeit als Mikrokosmus dar. Das Patriarchalische hat in der Familie eine unvergängliche Blüthe erreicht. Wie viel geselliger Geist ist schon allein aus der Naivetät der Kinder zu gewinnen! Das Naive ist der Witz des Kindes. Die ganze Stellung der einzelnen Glieder verschränkt sich hier zur schönsten Gruppe einer lieblichen Abgeschlossenheit, und erweitert sich doch zugleich zur Vollständigkeit einer unendlichen Welt. Der Gatte, der Vater, als Haupt, ist zugleich der Vermittler, von dem die Familie ausgeht, in den sie so lange zurückkehrt, bis die Herangewachsenen selbst wieder ausgehen, um sich als Gründer von Familien niederzulassen. Aber er ist auch Priester, um die Beziehung auf das Religiöse unter Allen als ein beständiges Familienopfer der Endlichkeit zu unterhalten. Er ist Fürst, indem er eine freie Macht ausübt, welche jedoch allein das Freiwerden der von ihm abstammenden Glieder bezwecken soll. Neben ihm steht die Gattin, die Mutter, die gleich darin ebenbürtig mit dem Gatten sich zeigt, daß auch sie die Flamme der Religion nährt, daß auch sie, aber durch Milde, herrscht, durch Hingebung an den Mann, durch Pflege der Kinder, die von jene

beiden ebenfalls in die geschlechtliche Differenz auseinandergehen, aber auch durch tausende von Nüancen des Familiengeistes immer wieder zur Einheit zurückgeschlungen werden, vor allem aber durch Pietät und durch Sprache.

Wie die Gatten als solche und dann wieder die Gatten und die Kinder zusammen vorzugsweise das Hauswesen bilden, so besteht dieses nicht in einer bloß aus Gewohnheit, aus Zweckmäßigkeit getroffenen Ordnung, sondern es ist ein Ganzes, welches, aus Liebe hervorgegangen, durch Liebe erhalten, immer daher sich auch auf Liebe, als seine ursprüngliche Substanz beziehen muß, und somit das Religiöse als seinen eigentlichen Zusammenhalt, als seinen Herd zu betrachten hat. Daraus erst entspringt die höhere Ordnung, der sich Jeder aus Bedürfniß fügt, das Gesetz, welches erfüllt zu werden vermag, die Schönheit, welche schon weil sie gewollt wird, mit geringem Aufwande zu verwirklichen ist. In einem solchen Hauswesen sollen die schwersten, die zusammengesetztesten Funktionen, soll der Mechanismus des Dienstes durch den leichten Druck einer nirgend zu bemerkenden Feder erfolgen. Es entsteht aus dem Allen die Sitte, die Form, welche wir nach außen hin als

Hauptwehr und Festigkeit des Familienlebens ansehen, nach innen als den idealen Leib der gewonnenen oder zu gewinnenden Bildung. Dergleichen besteht jedoch nur, wiefern es sich fortsetzt. Es setzt sich aber fort in dem umfassendsten, freiesten Unterricht innerhalb der Familie, in einem Umgang, der sich endlich auch in andere Familienkreise hineinzieht. Beides, Unterricht und Umgang, soll hier, wo es ja immer auf Geselligkeit abgesehen ist, weniger in etwas Vorgeschriebenem bestehen, am wenigsten in irgend einer Zustutzung, sondern im Sprechen, in der Gymnastik der Sprache. —

Der unendlichen Redseligkeit der Kinder soll das Gerne-Sprechen der Eltern entgegenkommen. Die Sprache meint ja dieses, daß der Geist aus sich hinaus will, oder vielmehr aus der Natur, aus der dunkeln, nichts unterscheiden lassenden Tiefe, um sich selbst Gegenstand und alles Gegenständlichen inne zu werden. — Es ist bekanntlich der Umgang mit den Kindern der sicherste Prüfstein, ob man selbst noch Lauterkeit der Gesinnung und vor allem jene höhere Kindlichkeit besitzt, welche doch eigentlich die mächtigste Bewältigerin alles Beengenden, Widersetzlichen ist. — Es ist sehr bedeutsam, daß Kinder bei Erwachsenen, die we-

nig Welt haben, oft die willkommensten Ableiter der Verlegenheit sind. — Der Vater kann übrigens in dem Umgange mit Kindern häufig in den Fall kommen, wie Wilhelm in den Wanderjahren, daß er sich gestehen muß, wenn er sich recht besinnt, ungeachtet alles lebelangen Bemühens, dasjenige vernachlässigt zu haben, was hier gerade gilt, wornach das Kind verlangt.

Diese herrlichen, unvergeßlichen Feierabende mit den Kindern, wenn wir uns nur darauf verstehen! Auch wachsen sie schon heran, und wie uns diese schlank, diese gerad aufschießenden Körper überraschen, diese Blüthen des Lebens, die ja beinahe die Jungfrau, den Jüngling schon verrathen; noch mehr der Geist! — Wir erstaunen über dieß Bemerken und Bemerkthaben, über dieses Zutreffen blitzartiger Einfälle, über dieses Vorauseilen vor unserem eigenen Entdecken, über diese Gedankenschärfe, über diesen offenen, strengen Sinn für das Rechte, für die Schönheit, und wie sie, was sie gelernt, nun auch anwenden wollen. —

Fassen wir alles zusammen, so gliedert sich die höhere Geselligkeit der Familie in folgende Momente:

a. die Gatten,

b. die Gatten und die Kinder,

c. das Hauswesen,

d. die Religion,

e. der Unterricht,

f. der Umgang der Familie mit Familien.

Wir sind da angelangt, wo jene glücklichen Stunden allmählich, für den Einen früher, für den Andern später, ausgeschlagen haben. Aber der Familiengeist hat einem Jeden der Kinder das gegeben und mitgegeben, was ihm auch in aller Vergänglichkeit noch einen unendlichen Halt gewährt. Mag der Tod wiederholt dazwischen treten. Die Herangewachsenen, die selbstständig Gewordenen verlassen das Haus, um als freie Naturen anderen Freien zu begegnen.

Wir müssen für unsern dießmaligen Zweck aus dem umfassenden System der höheren Geselligkeit das folgende Stadium: der Geselligkeit der Individuen ganz besonders in Betracht ziehen. Die große Umwälzung, welche den geselligen Verhältnissen ohne Zweifel in Kurzem durch einen größeren Wirkungskreis der Intelligenz bevorsteht, greift namentlich in dieses Moment der Individuen schöpferisch zurück, um sich aus demselben für die Zukunft zu verjüngen.

Die entscheidenste Zeit, nicht bloß für das Leben überhaupt, sondern für das gesellige insbesondere,

ist die, in welcher die Familiensphäre sich schließt, und die Individuen freigelassen mit anderen Freien sich begegnen. Ein Zufall, der eben so poetisch, wie trivial seyn kann, der in die Nähe des Erhabensten, wie des Niedrigsten bringt, pflegt von jetzt ab den Reigen zu führen und Epoche zu bilden. Um so gefährlicher! Besonders von dem männlichen Geschlechte gilt dieses, denn, was das weibliche betrifft, so ist dasselbe bekanntlich immer länger noch an das elterliche Haus geknüpft. Dann aber ist auch hier, um jede Hemmung zu vermeiden, vor allem zu wünschen, daß die berühmte, viel besprochene Forderung der Emancipation so, und allein so, verstanden werde, daß man dabei alles durch den Beruf, durch die Begabung entscheiden läßt, und nicht ferner die Barbarei ausübt, das weibliche Geschlecht aus gedankenlosem Vorurtheil von irgend welchem geistigen Besitzthum auszuschließen, wenn das Talent, wenn der Genius wirklich dazu hindrängt. — Der Jüngling jedoch, selbst der Mann noch möge sich doppelt zusammennehmen, um im geselligen Verkehr frei den Gedanken geben und empfangen zu können. Ihm wird für die mannichfaltigen Kreise, die sich jetzt ihm aufschließen, besonders die Maßhaltung zu statten kommen, welche als heilige Sitte das

Familienleben ihm mitgab. Aber vor allem für Freundschaft, der die Wissenschaft, die Kunst die herrlichsten Schätze eröffnen, kommt jetzt die Zeit. Die alten Tage der Akademie von Athen werden wieder jung, wo der Jüngling sich dem Jünglinge, sich dem Alten gesellt, um den Ideen in herrlichen Gesprächen nachzutrachten, olympische Spiele feiern die Geister, der Wettkampf des Einwurfs, des Zweifels an allem, der feurigsten Eroberungslust, wirft die kühnen Ringer in einander. Aber auch andere Verhältnisse kommen und laden zur Geselligkeit. In dem eigentlichen Hinaustreten in die Welt erfährt es das Individuum, daß auch intellektuell, von jedem gegebenen Punkt aus, in unendlich vielen Richtungen der Weg in die Unendlichkeit geht, indem es sich in unendlich vielen Individuen wiederfindet, und doch auch nicht sich. Welcher Reiz für die Bildung! — Jetzt erscheint auch die Liebe, und will gar in einer Person wieder bevorzugt und doch noch gesellig seyn.

Es ist eines der sinnvollsten, schönsten Lebensgesetze, welches gleichsam als Liebesmal jedem gesund organisirten Wesen aufgedrückt ist — die Ausnahmen können hier nicht beachtet werden — daß der Geschlechtszug aus der Unbestimmtheit und Ueberwältigung

von Seiten des Unendlichen, durch die Zweiheit wieder in die Einheit zurückführt. So geht aus der Liebe, aus der Gründung des Hauswesens in Verbindung mit anderen Niederlassungen der Art wieder die Gemeinde hervor, in der sich die Liebe erhält und vollends verklärt, während sie in ihrer ersten Erscheinung noch eine Beziehung auf's Geschlechtliche, auf's Vergängliche hatte. Die Individuen, wenn sie zu vollster Energie der physischen Kräfte erstarkt sind, wenn sie auf der Höhe des Mannesalters sich befinden, offenbaren nun das, was der Mensch seyn soll, auch durch den Geist, je nachdem er ihnen gegeben. Die Intelligenz culminirt. Wie diese sich wieder in vielen, in weltlich verbundenen, nicht bloß durch die Verfassung, sondern auch durch die innere Eigenthümlichkeit bedingten Individuen geltend macht und zugleich concentrirt, ist es der Volksgeist, ist es das Volk.

Wir überschauen demnach auf dem Stadium der Geselligkeit der Individuen folgende Momente:

a. die Freundschaft,
b. das (eigentliche) Hinaustreten in die Welt,
c. die Liebe,
d. die Gemeinde,

e. die Intelligenz,
f. das Volk.

Wie entwirren wir in der Kürze alle diese Verhältnisse, diese Ansprüche, diese labyrinthischen Verwickelungen, welche in dem Zusammentreffen der Individuen mit Individuen vorkommen können, um endlich in denjenigen Kreis zu treten, welchen wir von Anfang an suchen, welchen wir als ein Ideal der Geselligkeit anzusprechen haben? —

Es steht fest, wir dürfen die höhere Geselligkeit in keiner Weise als bloße Zerstreuung, als Stillung bloßer Sucht nach Vergnügen, nach Genuß gelten lassen, wie viel weniger als bloßes Vegetiren des Geistes, oder gar als vornehm bigottes Verachten alles Höheren aus dem unbewußten Grunde, es nicht bewältigen, es nicht verstehen, nicht ahnen zu können. Wir werden daher, um die eigentliche Höhe der guten Gesellschaft zu erreichen, wie sie aus dem gegenwärtigen Stadium der Literatur in die Zukunft des Verkehrs der Völker fortgeht, am besten thun, den Contrast herauszustellen. — Zuvor jedoch folgendes.

Es ist immer ein Beweis von roher Sitte nicht bloß, sondern von Mangel an Bildung überhaupt,

wenn man den Stand, die Person ihrer Stellung nach, entgelten läßt, was man an der Gesinnung, an den Ansichten, an dem Benehmen hätte tadeln sollen; wenn man den Menschen in seinen Vorzügen nicht anerkennt, weil man einen Widerwillen gegen seine Abkunft, gegen seine Verhältnisse, gegen seinen Ort in der Gesellschaft hat. Wir leben in einer Zeit, welche in diesem Punkte sehr ungerecht seyn kann, in welcher ein sonst rühmenswerthes Streben oft deßhalb eben nicht zum Ziele gelangt, weil man sich wieder schändlicher Weise hie und da einzureden erlaubt, in Zeiten des Kampfes sey gegen den Feind alles gestattet, der Zweck heilige dann allerdings die Mittel, und nicht die Lauterkeit der Principien und deren strengste Festhaltung, sondern die Kraft, die Keckheit, das Toben des Affektes, der Haß könne die Sache zu einem glücklichen Ende führen.

Jenes Schicksal einer ungerechten Beurtheilung, eines blinden Hasses, der mitten im Schwatzen von Intelligenz und Freiheit an diesen zum Lügner wird, hat in unsern Tagen auch die Aristokratie nicht selten erlebt. Und dennoch ist es in der That lächerlich, anzunehmen, daß ächter Liberalismus, der sicherlich eine der schönsten Tugenden ist, nicht auch dem Aristokraten

eben so gut angehören könne, wie demjenigen, der eine der niedrigsten Stellen im Volke einnimmt. Man sieht auch hier wieder, wie ungenügend alles Eintheilen und Placiren ist, und wie vollends kindisch jenes Umsichwerfen mit Ausdrücken wie linke und rechte Seite und Mitte, ein Kinderspiel für alle diejenigen, die entweder zu träg oder zu geistesschwach sind, als daß sie das Denken und Handeln dem Wortemachen vorziehen sollten.

Das Demoliren der Stände so ohne alles Weitere, aus bloß persönlicher Abneigung, und würde es auch nur in der Phantasie vorgenommen, ist immer schon der Vandalismus der Narrheit, der noch nicht einmal so viel gelernt hat, um zu wissen, daß gerade die Freiheit, ihrer und des Menschen Natur nach, durch alle Stände hindurchgehen, sie in ihrem Unterschiede gleich setzen, und den Menschen in Jedem ohne Ausnahme zu gebührender Anerkennung bringen solle. Aber man läßt sich häufig genug durch das Vorurtheil bestimmen. Und so hat man es in der Beurtheilung auch mit den lobenswerthen Eigenschaften gemacht — statt daß man die wirklichen Mängel hätte rügen sollen, welche den Aristokratismus zu charakterisiren pflegen — man hat sie nicht

anerkannt, bloß weil man bei übler Laune war, bloß weil man sie nicht anerkennen wollte.

Nun aber verliert derjenige, welcher, was unsern Fall betrifft, so schwach oder so bösartig in der Beurtheilung ist, sicherlich eine der schönsten, eigenthümlichsten Anschauungen. Wir unsrerseits, indem wir uns so äußern aus Feindschaft gegen jede Kleinlichkeit und Engherzigkeit im Urtheil, läugnen ja keinesweges die großen Gebrechen, welche die Aristokratie in schroffer Isolirung sich schon oft hat zu Schulden kommen lassen. Auch sind wir mit vollster Begeisterung ergeben denjenigen Institutionen, auf die wir in der ersten Vorlesung überall hingewiesen haben, und deren Verwirklichung das unabwendbare, herrliche Werk der Zukunft seyn wird, indem eine solche Gliederung der ständischen Momente, wie sie fortan noch vorkommt, zu sehr bereits einer vergangenen Welt angehört, als daß sie sich noch lange aufrecht erhalten ließe. Wir sprechen hier nur von der Gerechtigkeit der Beurtheilung und Anerkennung, wie sie, eben weil allen Ständen, auch dem der Aristokratie gebührt; wir sprechen von der eigenthümlich nüancirten Bildung, welche unter den Aristokraten als solchen angetroffen wird, welche aber dennoch ihrer eigentli-

chen Idee nach keineswegs exklusiv ist, und so unentbehrlich und in der menschlichen Bildung überhaupt gegründet, daß sie, an Geistigkeit dadurch unendlich gewinnend, sich den andern Ständen bereits mittheilt, wenn sie auch als Species immer noch ihren Ursprung nachweisen dürfte. Jedem einzelnen Stande der Gesellschaft liegt eine Idealität, eine Schönheit zu Grunde, die gegen jede andere von gleichem Gewichte, von gleicher Gediegenheit ist, und die sich nun alle gegen einander auszutauschen haben, damit die allgemeine Humanität auch im Besonderen, im Einzelnen verwirklicht werde. —

Die Aristokratie, wenn sie wahrhaft diesen Namen verdient — die aber ihrem Wesen nach nie fixirt werden darf, sondern in der Vornehmheit des Geistes erst ihre Spitze erreicht, als solche aber einem Jeden eigen seyn kann — nimmt gerade dadurch im Leben, und zumal in der Welt der höheren Geselligkeit, eine so interessante Stellung ein, daß sie durch Erziehung und Gesinnung, nicht bloß aber doch auch durch den Grundbesitz, vor allem aber durch Pietät, durch das stete Andenken an eine heilige Familienvergangenheit, welches hier zur andern Natur geworden ist, eine Sicherheit der Existenz sich erworben

hat, um eben deßhalb von dem, was sie ist, was sie besitzt, keinen Lärm zu machen. Denn das ewige Hinweisen auf sich, auf seinen Besitz beweist immer nur die grenzenlose Schwäche der Furcht, übersehen, zu gering angeschlagen zu werden. Von jenem Standpunkt dagegen wird häufig eine Liberalität geübt, die es sich zum sittlichen Takte macht, stets so hochherzig im Handeln zu seyn, daß die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut, so wie denn gerade die Solidität der Grundsätze, die Einfachheit und doch die Gewähltheit der Sitte, die Gewandtheit der Mittheilung, das Imposante des Charakters, der Nachdruck der ganzen Persönlichkeit hier fast traditionell überkommen sind, und doch für den höheren, geselligen Verkehr zu nothwendig und anziehend, als daß wir diese aristokratischen Elemente nicht mit heiterem Anerkennen aufzunehmen, und zu einem Gemeinbesitz der geselligen Welt zu verarbeiten hätten.

Eben weil wir, ohne selbst verschroben zu seyn, in keiner Weise Sonderlinge beabsichtigen können, oder auch nur Charaktere, welche in die einzige Tugend der Consequenz ihre höchste Lebensaufgabe gesetzt haben, auf Kosten aller freien Menschlichkeit, eben deßhalb können wir nicht persönliche oder par-

teigängerische Antipathieen auf das Gebiet der Bildung, der höheren Geselligkeit übertragen. Nicht der Demokrat ist der Zweck des höheren, geselligen Verkehrs, eben so wenig wie der Aristokrat, sondern der vorurtheilslose Mensch, der durch den Austausch des rein Menschlichen hier in immer größerer Vollendung dargestellt werden soll. Dadurch gewinnt auch freilich die Möglichkeit, auf dem Gebiete des geselligen Lebens ächte, auch für die politische, kirchliche und literarische Sphäre sich aufopfernde Charaktere zu erhalten. Denn die so wünschenswerthe und fruchtbringende Reibung der Gegensätze im wirklichen Leben wird, je mehr sich in der Geselligkeit die einzelnen Individuen und Stände gegen einander ausgetauscht haben, um sich ganz zu erfassen, richtig zu beurtheilen, jetzt desto lebhafter vor sich gehen können, und desto schneller bestimmte Resultate herbeiführen.

Es ist daher alle Mal das Zeichen einer kleinen Seele, und ein untrüglicher Beweis, wie enge Bildungskreise ein solches Individuum durchgemacht hat, wenn man bei großen Differenzen nicht auch die Heiterkeit und den Muth der Anerkennung des Gegners — so weit dieses geht — sich bewahrt. Wenn aber Jemand dennoch Zweifel hegen sollte, ob

wirklich die gebildete Aristokratie ein nothwendiger und fördernder Einschlag im Gewebe des geselligen Verkehrs immer noch sey, so weisen wir in dieser Hinsicht auf den herrlichen, plastisch durchgeführten Charakter des San Jago, im Virey von Seatsfield, hin, wie denn überhaupt der letztgenannte, aus ächtem Liberalismus in weltweiten Beziehungen hervorgegangene Genius der gegenwärtigen Literatur der feinste Kenner und Darsteller einer solchen Aristokratie ist, welche aufgehört hat, es bloß zu seyn; es müßte ihm denn einmal darauf ankommen, lediglich die Hitze und die Wuth des Parteikampfes zu schildern. — Auch sehen wir das Culminiren aristokratischer Bildung, sey es durch Geist oder durch Abstammung und Geist, in Charakteren wie Göthe und Lord Byron auf's Großartigste ausgeprägt, ein glänzender Beweis, daß der Aristokratismus nicht im Widerstreit mit dem rein Menschlichen (Göthe), mit der glühendsten Freiheit (Byron) zu seyn braucht; ja wir sehen dasselbe in den größten Helden eines vielseitigeren Liberalismus sich bewähren; — und so wollen wir denn die Würde und die unendliche Bedeutung des aristokratischen Standpunktes, nicht nach der Seite der äußern Stellung — denn da hört seine Zeit auf — sondern nach der

Seite des ideellen Gehaltes und des eigenthümlichen Schmelzes auch für die höhere Geselligkeit anerkannt und erhalten wissen. —

Gerade aber weil wir auch die Aristokratie in ihrer schönen Eigenthümlichkeit ohne Vorurtheil zu beurtheilen uns berufen fühlen, und für die höhere Geselligkeit nicht entbehren können, gerade deßhalb wollen wir uns auch doppelt verwahren gegen das Eindringen derjenigen Formalitäten und Leerheiten einer bloßen Umgangs-Routine, welche bereits die Entartung des Aristokratischen zur Darstellung bringen, wie dieses in dem Cavalierdienst hervortritt. — Der bloße Cavalier verhält sich zum wahrhaften Aristokraten, wie sich der Philister, der Spießbürger, zum freien, das frisch pulsirende Leben des Volkes in der Einzelnheit seiner Person zur Anschauung bringenden Bürger verhält.

Wir wollen daher, um, wie oben schon bemerkt worden, durch den Contrast das Ideal der höheren Geselligkeit unter den Individuen zu finden, den Cavalierdienst, den Verkehr in den Schranken einer geistlosen Etiquette, versteinerter Formalitäten in Augenschein nehmen. Besuchen wir einmal die sogenannte exklusive Gesellschaft. Versetzen wir uns einen Augen-

blick in den Salon der Cavaliere. Nicht, daß sich nicht auch hier noch der matte Reflex des Aristokratischen, viel Abgeschliffenheit, viel Glanz, viel Feinheit, viel Gewandtheit antreffen ließe; aber es sind lauter Schaustellungen, lauter Illusionen einer verkrüppelten oder nie vorhanden gewesenen Geistigkeit. —

Es ist unbeschreiblich, welch' ein gesprächiges Vielerlei, welch' eine ganz aparte Gallerie von Anschauungen, welche Unerschöpflichkeit von Erfindung sich aus diesen gefälligen, im feinsten Rokoko-Geschmack restaurirten Formen evolvirt! Man verwirklicht hier längst so sehr unser Ideal, daß man es vielmehr noch übertrifft, daß man es nämlich nicht mit der höheren Geselligkeit bloß zu thun hat, sondern mit der höchsten. Sage mir, wovon du sprichst, und ich werde dir sagen, wer du bist. Derjenige Gegenstand, der im Salon der Cavaliere am liebsten für die Conversation gewählt wird, ist aber der Hof. Giebt es denn einen höheren Gegenstand auf Erden? Giebt es daher einen moderneren zugleich? Da doch die Modernen uns bekanntlich ganz wieder für die Erde und ihre Größe allein zu gewinnen suchen? — Wer aber wäre wohl so mit Blindheit geschlagen, daß er nicht einsehen sollte, wie man in unserm Salon nicht bloß

dem unbestimmten Zuge gewisser Sympathieen, sondern dem Ahnentriebe wahlverwandter Beziehungen folgt! Schon von unten herauf liegen nach dem Dafürhalten des Cavaliers die Aehnlichkeiten zwischen einem Fürsten und einem Cavalier auf der Hand. Der Fürst selbst — so schließt der Cavalier — ist ja nur der erste Cavalier. Der Fürst hat seine Soldaten, der Cavalier hat seine Bedienten, welche er reich und gleich uniformirt. Wie aber manche Fürsten, aus Mangel an Kurzweil, so gern mit großen Soldaten spielen, wie Kinder mit kleinen aus Blech; so erfüllen Cavaliere unsre ausdrücklich gemachte Forderung, die höhere Geselligkeit solle ein Spiel seyn, so sehr, daß sie — und besonders hochgestellte Damen — im Salon wieder mit Fürsten spielen, und zwar mit allem und jedem, was das fürstliche Haus, was die fürstlichen Neigungen und Liebhabereien betrifft; so daß Cavaliere in solchem Spiel freiwillig wieder zu Kindern werden, wie es ja für die Gläubigen auch heißt: werdet wie die Kinder, und es jetzt ja auch wieder vornehm ist, im Salon mit der Gläubigkeit zu coquetiren.

Aber unsere exklusive Gesellschaft bestätigt auch unsere frühere Behauptung, das Stadium der bloß literarischen Geselligkeit gehe zu Ende, indem alle

Literatur, alles Geistige und Geistreiche im Salon der Cavaliere ausdrücklich verpönt ist. Wie aber, nach unserm System, die Geselligkeit der Literatur in die der Völker übergeht, so stellt diesen letzten Verkehr die Aristokratie in ihrer Unterhaltung bereits dar. Wiefern es nämlich jeder Cavalier weiß, daß, im Sinne Ludwigs **XIV.**, jeder Fürst schon der Staat, mithin der Fürst auch das Volk ist, so ist schon jenes lebhafte Interesse, mit dem Cavaliere jede Fürstenreise, durch welche ein Fürst mit andern Fürsten besuchsweise zusammenkommt, begleiten und besprechen, es ist diese gesprächliche Darstellung des Umgangs der Fürsten mit Fürsten bereits die Geselligkeit der Völker mit Völkern im Salon der Cavaliere, so daß man nun wohl sieht, wie dort jene civilen Interessen der literarischen Geselligkeit schon längst nicht mehr gehegt werden. —

Aber auch das Privatleben der Fürsten, wie geschickt wird es von Cavalieren doch ausgebeutet! Da werden die Umgangslaunen des Hofes, da werden pikante Witzworte, da werden Anekdoten, gnädige Herablassungen, leutselige Beileidsbezeugungen, Audienzen, Galatage in niedlichen Beschreibungen herumgereicht. Da ist man außer sich vor Freude von irgend einem unglücklichen

Portrait, welches irgend ein glücklicher Schalk von Graf einer Gnädigen reizend entwirft und so eben präsentirt, von dem ersten besten Prinzen, den er über Tafel gesprochen zu haben glaubt.

Die Mode, wie der Hof sie angiebt, knüpft sich natürlich daran. Mode wird hier alles, was den Gedanken ausschließt, Mode bis zur Sonderbarkeit, Mode bis zur Verkehrtheit Weil nämlich die exklusive Gesellschaft gewöhnlich nicht Geist genug hat, und ihn auch aus Grundsatz nicht haben darf, um während einer ganzen Saison, geschweige in jeder Situation, in jedem Moment, das Unendliche des Gedankens und somit der Unterhaltung zu entdecken, so wirft sie sich in das geistlose Spiel der Umkehr des Geltenden, der Sitte, der Schönheit. Sie renommirt mit dieser Umkehr. Das Täppische, das Linkische, das Unnatürliche, das Häßliche wird dieser Ueberreiztheit und Lüsternheit feinster Ton des Benehmens. Sie langweilt sich zwar aus Unbildung und langweilt sich, weil es guter Ton ist, alles ennuyant zu finden, aber sie würde es vor langer Weile dennoch nicht aushalten können, wenn sie sich nicht in dieses Kinderspiel der Umkehr würfe. Diese Umkehr zieht sich durch die ganze Lebensweise

der Cavaliere. Die Umkehr ist daher auch als solche, nothwendig nach dem Mittelalter gerichtet. Sie ist retrograd. Diese chevalereske Umkehr des Gebräuchlichen ist bis in's Einzelne nachzuweisen, in der Geschichte der Bekleidung, der Meublen, der Anstandsregeln, der Nippes, der Beschäftigungen, vor allem der Gespräche, ja sogar des religiösen Glaubens. — Es wird hier vornehm, daß der höhere Rang links reitet, links geht, links sitzt, links speist, also wirklich in allem linkisch wird. Es ist vornehm, daß der Herr auf dem Bocke à la Kutscher sitzt, und die Pferde munter antreibt, die Pferde, ohnehin die Lieblinge der Chevalerie, wie ja schon dieser Spion von Wort es so sinnvoll ausplaudert. Sehr bedeutsam aber für diese Geselligkeit der schlechten Aristokratie ist das Verhältniß des Cavaliers zum Kammerdiener. Auch hier wieder die Umkehr. Es ist plötzlich vornehm, daß der Herr die herablassendste Loyalität, die heiterste Bonhomie, die freundlichste Leutseligkeit und Offenheit annimmt, während der Kammerdiener im Vorzimmer den Besuchenden ohne Unterschied anfährt, abweist, oder gar den Fashionablen macht, den schwer zu Sprechenden, den Einsylbigen, den Geheimnißvollen, den nichts Aestimirenden, den alles Vermögenden, den Blasirten. —

Statt des bürgerlichen Aufschwungs der Geselligkeit in eine höhere Sphäre hinein ist hier oft nur eine solche Umkehr des Auftretens die ganze Katastrophe, das ganze Geheimniß. Auch die Geselligkeit der Literatur, als sie hier noch erlaubt war, hat in diesen Cirkeln Beweise davon gegeben und wird sie geben. Ja, es wird nächstens wieder nicht mehr als vornehm gelten, Schriftsteller zu seyn, seitdem in der neuen Zeit sogar Grafen, Fürsten, selbst Könige wieder geschrieben haben. Man wird wieder den Kammerdiener für sich schreiben lassen. So ist bereits in diesen Tagen die Biographie eines berühmten, deutschen Fürsten angekündigt worden, verfaßt von einem Herrn Jäger. Ich gestehe, daß ich, nach dem oben Gesagten, auf den fatalen Gedanken gekommen bin, dieser Ausdruck Herr sey hier nur eine Euphemie, eine artige, fürstliche Enveloppe, Livrée, und der wahre Verfasser jener Biographie sey doch am Ende nur der Hof-Jäger seiner Durchlaucht. Man könnte einer gewissen, heruntergekommenen Aristokratie des Klerus den Rath geben, ähnlicher Wege und Mittel zum Gedeihen einer gewissen Theologie sich zu bedienen. Wir empfehlen schreibselige Candidaten, oder es könnten auch niedere Kirchenbedienten dazu abgerichtet werden, (wenn doch

der Theolog weiter nichts seyn soll, als ein Kirchendiener, analog dem Staatsdiener) etwa Küster.

Um aber noch in einigen Zügen die Geselligkeit der Cavaliere zu vergegenwärtigen, so ist in ihren sonstigen Gesprächen vor allem die Tugend der Thierliebe wahrzunehmen und zu respektiren. Ja die Ethik der Thierliebe geht bei Cavalieren sogar in die Aesthetik über. Das Pferd und der Hund sind hier am meisten beliebt. Sogar Schriftstellerei ist hier noch erlaubt. Zum Beispiel: das Pferd, wie es seyn soll. Wie die Dichter und Astronomen bekanntlich schon fast alle Namen der Mythologie unter die Sterne versetzt haben; so unsre schwärmenden Cavaliere und unsre romantischen Landjunker alle Namen der Mythologie unter die Pferde. Und wie jene liebenden Thierveredeler in ihrer hohen Denkungsweise überall von der Idee des Adels ausgehen, so sind sie auch überzeugt, durch die Versetzung unter die Thiere die Götter und Göttinnen selber noch veredelt zu haben. Wir sind auf dem Wege, eine neue Wissenschaft zu gewinnen, die Hipposophie. Ja, wie wir nun einmal heute in einem mythologischen Zeitalter leben, so hielt kürzlich in Berlin der Erfinder jener Wissenschaft, ein hochgestellter Herr von ältester

Familie, in einem Salon, ohne Satire auf Herrn von Schelling, einen Cyklus von Vorlesungen über Hipposophie der Mythologie. — Das heißt denn doch Zukunft auch für die höhere Geselligkeit verheißen, das heißt denn doch unter guter Umgebung leben, wenn selbst schon die Pferde, die man besitzt, ihre Ahnen bis auf die Mythenzeit zurückführen. Freilich wieder die hier fast aufdringlich retrograde Bewegung! Ein recht moderner Junker betrachtet daher auch alle Gegenstände der geselligen Unterhaltung von einem hohen Pferde, oder, um es lustiger auszudrücken, aus der Pferde-Perspektive, um nur gewiß zu seyn, daß er sie noch aus der Cavalier-Perspektive betrachte. Hohe Väter dürften daher gut thun, um früh schon für die theoretische und gesellige Bildung ihrer Herren Söhne Sorge zu tragen, dieselben, statt auf bürgerliche Universitäten — man sagt ja akademischer Bürger — auf die Thierarzeneischulen zu schicken, um auch hierin wieder das Exklusive für sich zu haben, und die ihren Söhnen schon angeborene Liebe zu den Thieren auf's Gründlichste auch auszubilden, damit die Junker das alles später im Gespräche geltend machen können. Eben weil es nämlich gewöhnlichen Menschen nicht erlaubt ist, Hunde in die Gesellschaft mitzubringen, wie

es ja eigentlich nicht stattfinden sollte, Pferde auf's Theater zu versetzen, eben deßhalb ist gerade das Entgegengesetzte Sitte im Marstall eines vornehmen Salons. Also auch hier wieder die Umkehr. Hier darf man eigentlich an gewöhnlichen, wie ungewöhnlichen Tagen nur Pferde und Hunde mitbringen, nämlich auf's Tapet des Gesprächs. Und wenn noch jüngst auch Cavaliere sich auf Brodstudien legten, um später alle Studien liegen zu lassen, so werden von jetzt ab jene therapeutischen Studien erst recht den Junkern und dem Leben zu statten kommen. Und wenn sie auch nur der Geselligkeit moderner Volksfeste, den Pferderennen, wieder aufhelfen sollten, so wäre damit immer schon viel gewonnen. Denn, wer verbietet es wohl einem Cavalier von Kenntnissen und Phantasie, besagte Pferderennen für eine Fortsetzung der olympischen Spiele zu halten, um so mehr, als hier, nach obigem, die Olympier selber ja rennen. Ja dann werden sich erst recht die tapfern Thaten der Pferde und Junker in den Salons verbreiten, und es läßt sich kaum anders als erwarten, daß doch noch irgend ein vornehmer Dichter die jetzige, politische Poesie aussticht durch Oden auf vierfüßige Sieger, da doch seit Anbeginn ein Pferd, das Mu-

senroß nämlich, die Hauptbedingung zum Dichter gewesen. —

Wir brauchten nur noch, um die wahrhaft profanirende Verflachung geselliger Unterhaltung in Scene zu setzen, auch die exklusive Gesellschaft der geistlich Prüden und durch geistlichen Hochmuth heruntergekommenen Aristokratie — obwohl in ihr bisweilen die verschiedensten Stände sich vorfinden — in Betracht zu ziehen; wir brauchten nur jene glatt gescheitelten Candidaten uns vorzuführen, die in ihrem Oberpriester den Scheitelpunkt ihres ganzen, geistigen Gesichtskreises erblicken; wir brauchten dazu nur jenen Ton, auf den hier alles gestimmt ist, anzuschlagen, jenes singende Reden, und tremulirende Singen, mit dem man selbst den Aristophanes zur Erbauung und Kasteiung des Zwerchfells ohne Zweifel hier ablesen würde, während der einzige Weltgänger, dem wir in diesen larmoyanten Kreisen noch begegnen, irgend ein vierschrötiger Missionär aus China ist, der uns nur von der Schwierigkeit zu erzählen weiß, den Katechismus chinesisch auch nur zu buchstabiren, geschweige zu lesen; wenn wir nicht zu Wichtigerem überzugehen hätten, zu einer Zeichnung dessen, was eine nahe Zukunft zu einem vollständigen Drama der höheren Geselligkeit ausführen wird.

Wenn ich früher zu bemerken mir erlaubte, Napoleon sey es gewesen, welcher die bloße Conversation der Salons eigentlich von Grund aus zerstört habe, so kann die jetzige Nachdauer derselben, bei uns und den Franzosen, keinesweges ein Beweis von der Unwahrheit jenes Ausspruches seyn. Denn, wie viele Zerstörungen der Existenz giebt es, denen das Phänomen eines noch langen Scheinlebens nachfolgt! Auch ist meine Behauptung nur dahin gerichtet, daß Napoleon, indem er die gebildeten Völker Europa's durch den heftigsten Kampf einander näher rückte, durch diese mit jedem Tage sich jetzt noch beschleunigende Annäherung unwiderruflich bewirkt hat, daß auch das höhere, gesellige Leben in keiner exklusiven Vornehmheit länger sich halten kann, will es anders bei Geist und von Einfluß bleiben. So daß die Geselligkeit jetzt sogar aus der geistreichen Debatte der literarischen Unterhaltung in die Sphäre des öffentlichen Lebens hinaus muß. Die bedeutenderen Literaturen bekommen jetzt daher auch immer mehr diesen geselligen Völker-Charakter. — Nun werden sich aber zunächst die Kreise höherer Geselligkeit unterscheiden lassen in solche, welche einen bleibenden Bestand haben, und in vorübergehende, welche von dem Belieben,

der Stimmung, den Bedürfnissen, der Begüterung Einzelner abhangen. Jene werden sich unmittelbar dem Oeffentlichen anschließen, diese dagegen werden eine mehr private Tendenz verfolgen. Beide, die öffentlichen, wie die privaten, sind aber in sich wieder zu unterscheiden nach ihrer Lokalität, nach ihrer Form, im engeren Sinne, und nach ihrem Inhalt. —

Unser ganzer geselliger Habitus der Gegenwart ist, sobald man den Maßstab der Idee anlegt, immer noch der plumpsten Zufälligkeit, einer grenzenlosen Barbarei unterworfen. Ich bin weit davon entfernt, ohne Einschränkung einen so utopischen Wahn zu unterschreiben, wie der einer Gütergleichheit des neueren Communismus. — Obwohl nicht zu läugnen ist, daß der Communismus eine glänzende Zukunft hat. — Im Gegentheil. Ich halte mich überzeugt, daß gerade die harte Differenz der Güterungleichheit die heilsamsten Früchte des Geistes in den verschiedensten Beziehungen, und namentlich die Früchte der Lauterkeit und Festigkeit des Willens großziehen wird. Dennoch tritt, wie wir gesehen, die Gleichheit der Geister in der höheren Geselligkeit, wie im Geistigen überhaupt, gegenwärtig mit den gerechtesten Ansprüchen, mit den besonnensten, sittlichsten Zwecken auf. Dem Geiste gehört allerdings

doch eigentlich die Welt, weil sie Gott gehört, nicht irgend welchem Range, nicht irgend welcher Creatur. Und der Staat und die Gemeinde, oder die Commune überhaupt, haben allerdings nach so großartigen Institutionen zu streben, daß einem jeden Gebildeten, ohne Ausnahme, nicht als Privatem, sondern als Oeffentlichem, die gleiche Gelegenheit gegeben werde, an den Ausstellungen alles dessen, was den Geist auch gesellig erheben kann, Theil zu nehmen. Im Geiste giebt es kein Mein und kein Dein. Auch nutzt sich hier nichts ab durch den Gemeinbesitz, sondern vervielfältigt sich noch, und giebt eine unendliche Verzinsung. Und so gehört denn aller wahre Reichthum der Welt allerdings dem Geiste. Es ist sein nothwendiger Luxus. Es ist der Wiederschein seines eigentlichen Wesens. Welches Vorurtheil daher roher Gedankenlosigkeit, daß nur den Großen des Ranges jene Eindrücke schöner, kunstgerechter Umgebung, geschmackvoller Ausstattung zukommen sollen, da diese doch nur den Geist selbst in seinem ewigen Besitz reflektiren. —

Was nun die erst erwähnten Kreise höherer Geselligkeit betrifft, welche einen bleibenden Bestand haben und einen mehr öffentlichen Charakter,

so sollen sie freilich größtentheils erst noch geschaffen werden. Höchstens England und Amerika haben in Städten wie London, New-York, Boston, wenigstens schon in lokaler Beziehung, das Gewünschte aufzuweisen. Es müßte aber jeder größere Ort, nicht bloß ein Schauspielhaus, eine Bibliothek, einen Tempel für das Kunstwerk, sondern auch ein Museum für das lebendigste Kunstwerk im größten Styl, ein Museum für höhere Geselligkeit aufweisen können, eine Lokalität, in einfachen aber kolossalen Verhältnissen, in einem Geschmacke aufgeführt, welcher die Höhe der Zeit und alles das mitrepräsentirt, was vorausgegangen ist, um eine solche Höhe hervorzubringen. Entweder die Idee eines gebildeten, eines freien, durch sich selbst bestehenden Bürgerthums im Staat ist ein Hirngespinnst, und dann ist der Staat selbst eine Tolhausidee, oder es muß die gemeinsame Bildung so viel Macht und Mittel besitzen, um eine solche Lokalität des Verkehrs aus sich herauszustellen. — Vor allem wäre hier nun eine Uebereinstimmung derselben Würdigkeit im Aeußeren und Innern zu erreichen. Vor allem wäre hier auf weite Räume zu sehen, welche auch in der Architektonik, wie die Pausen in der Musik, neu erregend und beruhigend auf den Geist

wirken, und ihm jene weltweiten Gesichtspunkte zuführen, welche nie kleine Gedanken in ihm aufkommen lassen. Wie Göthe in seinem Zimmer Modelle von allen möglichen Mechanismen, Bauwerken, Räumlichkeiten, Kunstwerken hatte, also soll uns auch das Zimmerleben der höheren Conversation, welches sich mit der Jahreszeit auch in die Natur ausweitet, symbolisch immer große Verhältnisse und Welträume abbilden. Es soll für den Gebildeten in jeder bedeutenderen Stadt das werden, was die ἀγορά, was der Marktplatz, der Versammlungsort bei den Alten gewesen. Wenn Fürsten oft so vielen Geist besäßen, so viel Interesse für große, schnelle Evolutionen der Intelligenz, wie Friedrich der Große sie hatte, so könnten sie in der That durch die Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, schon durch dergleichen Ausführungen, der Geselligkeit den höchsten Schwung ertheilen, und auch für den Staat dadurch Wunder bewirken. Was aber in dieser Hinsicht die Fürsten nicht leisten sollten, das dürften mit der zunehmenden Unabhängigkeit der Intelligenz die Völker sehr bald sich selber, und vielleicht noch großartiger bauen, denn das wahrhaft Nationale geht auch immer aus der Nation hervor, uud kann ihr eigentlich

nie von außen bereitet, nie von einem Andern geschenkt werden.

Wir werden die beiden anderen Grundbedingungen höherer Geselligkeit, die Form (in strengerer Bedeutung) und den Inhalt, am besten in ihrer Gegenseitigkeit betrachten, da sie sich ihrem Begriff nach auch immer zusammen darstellen. Nur dieses zuvor.

Im Allgemeinen leidet die moderne Conversation an zwei Hauptgebrechen der Form, an einer zu weit getriebenen Eleganz, auf Kosten der Solidität und des Inhalts, und an einer grenzenlosen Sophistik, auf Kosten der Wahrheit und der Sinnigkeit. Solche Formen eines vielleicht sehr geschmackvollen Arrangements sind, eben ihrer Eleganz wegen, sehr geeignet, uns von den wahren Verhandlungen des geselligen Lebens abzulenken, und die Besitzer über sich selbst zu täuschen, als hätten diese schon wirklichen Inhalt, und noch dazu Geist entwickelt, den sie doch schuldig geblieben. Unsere Zeit hat allerdings einen Zug und ein Recht zur Eleganz, aber sie sollte sich nicht dabei schon beruhigen.

Das Moderne, das Patente, das Erfinderische, das Umgehende, das Ironische der Eleganz, selbst in der Grausamkeit noch, was alles, von der Geselligkeit

her, dem gegenwärtigen Zeitalter durch und durch eigen ist, drückte sich ganz besonders in dem Komisch-Unerhörten aus, daß die Theilnehmer an einer der neueren Pariser Emeuten in Galawagen ankamen. Sie fuhren mit Sechsen. Hinten standen Bedienten auf. Die Revolution erschien hier in der Uniform der Pairs, im Frack. Sie hatte Glacéhandschuhe an. Die Revolution machte hier Visite. Kann man sich anständiger, feiner, gewählter, kann man sich diplomatischer benehmen, um selbst bei Königen Eingang und endlich Gehör zu finden, und doch zuletzt nichts auszurichten? —

Oder die Formsucht wirft sich, auf Kosten der Wahrheit und Sinnigkeit, oft auch in's Kleinliche. Sie sucht hier Gründe und Maximen, sie sucht hier Handlungsweisen und Auskunftsmittel mit einer Sophistik zu bestimmen, welche dem tüchtigen Geist, der nie Zeit hat, im Geselligen auf solche Müßigkeiten zu kommen, lächerlich erscheint. Es ist etwa so, wie wenn man die Frage aufwerfen wollte, die übrigens an Ottilien in den Wahlverwandtschaften erinnert, bei Gelegenheit Karls I. von England, ob Herren, in einem größeren Zimmer vertheilt, wenn einer entfernten Dame etwa ein Knäuel an die Erde fällt, von allen

Seiten hinzustürzen sollen, um das Gefallene wieder aufzuheben. Ein Witzbold würde hier freilich die Aushülfe vorschlagen, ein Jeder solle, um das Zusammenstoßen der Köpfe, um eine Conkurrenz so vieler Galanterieen und Interessen zu vermeiden, nur ein scharrendes Zeichen des guten Willens mit den Füßen geben, dafür aber auch ruhig an seinem Orte verharren. —

Die höhere Geselligkeit wird die wahrhaft schöne Form und Eleganz immer nur in der höchsten Einfachheit, in der Reduktion der Form auf den möglich kleinsten Ausdruck, in der freiwilligen Beweglichkeit der Aeußerungen finden. Die Form soll stets da seyn, sie darf nie verletzt werden, aber die Form soll sich so wenig aufdringlich machen, sie soll so selbstständig und immer wieder neu, immer aus dem Moment heraus produktiv seyn; sie soll mit einem Worte so vergeistigt werden, daß man sie als Form gar nicht mehr bemerkt, wie etwa dasjenige körperliche Organ gesund ist, welches man gar nicht mehr fühlt. Die höhere Geselligkeit, um keine Zeit zu verlieren, denn auch sie lebt im Interesse des Ewigen, stellt den Grundsatz auf, es soll im Umgange stets der freie Geist

dem freien Geiste gegenüber stehen; daher, so wie einer über die Schwelle unseres Museums tritt, hat auch die Form des Ranges, als solche, ganz und gar aufgehört, nur die Bildung bestimmt, nur der Gedanke hat Gewicht.

Aber die Harmonie der beiden Momente? — Aber das Wechselspiel von Inhalt und Form? — Aber die organische Verschlingung von Schönheit und Anmuth? — Es ist ganz richtig, daß zu demjenigen, was man so bedeutungsvoll Welt haben nennt, vor Allem erforderlich ist, daß man sich in keiner Weise genirt. Nur der höchsten Freiheit steht auch die schönste Form zu Gebot, nur indem die Freiheit in Handlung übergeht, ja schon Handlung ist, entwickelt sich jene Sicherheit im Auftreten, in der Haltung, im Mienenspiel, vor allem aber jene Anmuth im Sprechen, die frei ist von jeder Berechnung, die sogar in eine gewisse Nachlässigkeit übergehen darf, ohne sich je selbst zu verlieren. Dergleichen giebt freilich nie der Tanzmeister, nicht einmal der Schauspieler, sondern es gewährt dieses allein die ununterbrochene Vertiefung in irgend einen geselligen Inhalt, ohne daß man sich dabei je der bloßen Reflexion auf die Umgebung, oder gar

auf entlegene Gegenstände überlassen dürfte.

Der Geist ist gar nichts ohne die That. Die That des geselligen Menschen aber ist das Wort, freilich jedoch erst, wenn das Wort nicht ein nichts sagendes ist. Es kommt nirgend mehr darauf an, seine Individualität mit der ganzen Stärke der Wahrheit geltend zu machen, und doch mit dem feinsten Takte zu mäßigen, als in der guten Gesellschaft. Wenn in dem Hervorbringen dessen, was seyn soll, was den Schönheitssinn zugleich befriedigt, das höchste Behagen menschlichen Daseyns liegt, weil Leben immer schon Schaffen ist, so sollte nie vergessen werden, daß in der höheren Geselligkeit vor allem auch das Schöpferische sich erkennen lassen müsse, so wie, daß hier alles gesagt werden dürfe. Die beiden letzten Beziehungen aber drücken freilich das äußerste Deficit der meisten geselligen Cirkel der Gegenwart aus. Den Mangel an Produktion entschuldigt noch die so selten vorhandene, gesellige Genialität, welche stets die Allmacht besitzt, selbst die anwesenden, bloßen Talente dadurch, daß sie dieselben in deren analoges Element bringt, unerschöpflich zu machen. Das Letzte aber, gewisse Gegenstände, selbst in der delikatesten Weise nicht berühren zu dürfen, hat in der Regel nur im

Vorurtheil, in kleinlichen Rücksichten nach außen seinen Grund, und ist daher doppelt zu rügen. —

Es finden sich in den Gesellschaftszimmern des Herrn von Metternich alle jene Zauber der äußeren Einrichtung, der Poesie des Arrangements, mit denen der Geister bis auf einen gewissen Grad zu einem blendenden, überwältigenden Totaleindrucke beisammen. Hier stellen sich in sonnenheller Beleuchtung jene weiten Reihen der Säle dar, welche uns, wie wir es früher gefordert haben, die Welt selbst in diesen sich durchkreuzenden Zimmerlinien zur Anschauung bringen, wäre es auch mehr durch den diplomatischen Betrug trefflich angelegter Spiegel! Hier sprudelt der Johannesberger unmittelbar aus seiner Quelle hervor in lärmenden Fontainen. Hier erheben sich die stolzen Eispalläste der Zuckerbäckerei von kolossalem Umfang, und erinnern uns mit jenen ungeheuern Perspektiven der Zimmerreihe an die Eisfeenpalläste der Newa, an die endlosen Straßen-Perspektiven der prächtigen Czarenstadt und an das etwaige, tiefverborgene Einverständniß zwischen der Wiener Reichskanzelei und dem Petersburger Cabinet. Ja, als sollte hier der Geschichte ein kühnes Prognostikon, wie ein lebendes Bild, zugleich zur Belustigung der Gesellschaft, vom jovialen

Fürsten gestellt werden; wir sehen weit am Horizonte des letzten Zimmers dieser Saalreihe, durch die verhängnißvolle Pforte hindurch, den üppigsten, türkischen Divan, auf dem sich, wie es scheint, einige österreichische und russische Fürsten in den übermüthigsten Stellungen nachlässig dehnen. Aber, wir kehren zur Gesellschaft zurück, und finden auch die Gäste zu unserem Ueberraschen nicht hinter den edelsten, geistreichsten Weinen zurück. Wir finden viele Ausländer, wir finden viele äußerst gewitzigte Aristokraten des Inlandes. Wir finden den Fürsten selbst, bis auf einen gewissen, seltsamen Zug, allerliebst, aufgeräumt, sprudelnd von Geist, ganz zuvorkommend, ganz Ohr, ganz Sprache. Wir finden hier in der That jenes großartige, immer neue, immer gesellige Dichten, welches, wenn es die Freiheit, wenn es auch das geistige Wohl der Völker bezweckte, hier den Gipfel der höheren Geselligkeit bereits erkennen ließe. Aber wir finden es hier mit Wendungen, mit Beanstandungen, mit Consequenzen untermischt, die uns fast an das unfreiwillige, physische Hinken des Fürsten Talleyrand erinnern könnten, Consequenzen, denen hier gewisse, gesellige Principien nachzuhinken scheinen, und denen — wir fürchten — ein großer Theil des heutigen Europa nachhinkt. Wir finden

hier eine Höhe sogar der literarischen Bildung, eine Detailkenntniß der Künste, der Wissenschaften, der Völker-Zustände, der heutigen Notabilitäten aller Nationen, aller einzelnen Fächer, die uns erstaunen macht, die wir den schnelllebigen, den genußsüchtigen, musikalischen Wienern nicht zugetraut hätten. Aber wir finden Eines nicht, weil es hier nicht erlaubt ist, weil es gegen die hinkenden, geselligen Principien des deutschen Fürsten und eines großen Theiles von Europa anlaufen würde. — Und im Hintergrunde dieser lauten, dieser glänzenden Aristokratie stehen die stolzen, die kleinen, ungarischen Magnaten, Oesterreichs Zukunft, mit ihren klugen, viel bewältigenden, zwinkernden Augen, und zupfen ihre Bärte vor Grimm, und beißen ihre Lippen, daß sie eben jenes Eine hier nicht aussprechen dürfen, weßhalb allein sie doch zum Hofe des Fürsten gekommen. — Ja, es ist ein seltsam tragischer Contrast zwischen dieser höheren Geselligkeit des Fürsten von Metternich und der niedern des Wiener Volkes im Augarten; zwischen dem unfreiwilligen Hinken geselliger Principien, wobei man lange Johannesberger trinken, und manches bei sich denken kann, und der galopirenden Schwindsucht der Straußischen Walzer, wobei man nicht lange Hänerl essen, und gar nichts

denken kann, da das Leben so kurz und das Denken so lang, nämlich so schwer ist; aber vor Allem ist es ein sehr großes Uebel und ein unermeßlicher Schaden für die Geister, wenn nicht einmal in der Geselligkeit alles gesagt werden darf. —

Bei Gott, es ist nicht leicht, in einer großen Gesellschaft den guten Wirth machen, zumal, wenn man selbst hier noch Fürst seyn muß, und unter den Auspicien vieler andern Cabinette steht, obwohl man sie auch wieder selbst inspicirt. Und doch, ohne Wirth keine Gesellschaft!

Die Kunst des guten Wirthes ist allemal die, daß er überall und nirgend sey, daß er alles beherrsche, und doch einen Jeden gewähren lasse. Der gesellige Genius, der nicht alles vorbringen darf, kann nichts mehr vorbringen. Ein einziges Verbot, ein einziges Capitel, das hier geradesweges untersagt ist, versetzt seine von lauter geselligen Gaben strotzende Zunge in krampfhafte Convulsionen, sie stottert und stockt. Und, was ist nun gar die Geselligkeit für eine noch, die, wenn's hoch kommt, nur von Privat-Novitäten der Stadt und des Landes lebt, von Notizen der Bücher, Brochüren, Zeitungen, von Anekdoten und Witzbrocken?

Daß die einfältige Antipathie gegen jeden Enthusiasmus, daß die Lebenssattheit, daß der Ekel in Mitte des Ueberflusses, daß die Müdigkeit und das Gähnen und die Gedankenlosigkeit zum Wesen eines Fashionablen gehören, das giebt nur einen schlagenden Beweis mehr bis zu welcher Verzweiflung an sich und der Welt, bis zu welcher Vornirtheit eine solche Espèce herunter seyn muß, und wie sie nun aus der Noth eine Tugend macht, und sich auch hier wieder in die letzte Chance und Schanze der Umkehr des Geltenden wirft. Man soll unterhalten. Man versteht aber nicht zu unterhalten oder auch nur, sich unterhalten zu lassen. Jetzt ist es Ton, nichts unterhaltend zu finden. — Die meisten Gesellschaften schleppen sich, wie gesagt, eben darin so fad und so langweilig hin, daß sich in ihnen nichts ereignet, daß in ihnen nichts wahrhaft producirt wird. Höchstens noch von Einzelnen, wann aber vom Ganzen, als einem großen, beseelten, in sich selbst zurückkehrenden Sensorium, in dem nichts todt ist, nichts müde, nichts stumm, nichts Atom; alles Leben, und Klang und Organ und Geist ist? — Und doch, es gab organisch beseelte Gesellschaften von je, und giebt sie noch jetzt, und sie werden, indem der Salon, der leidige Salon, endlich in die Oef-

fentlichkeit der Völker ausmündet, jetzt häufiger werden, als je! —

Das Wohlthuende, das Interessante, die ganze Vollkraft der Existenz dem Einzelnen Gewährende der höheren Geselligkeit ist eben die unendliche Skala, die sich hier entwickelt, die aber dirigirt seyn will, die mit leisesten Tönen anhebt, sich vereinzelt, gruppirt, wieder vereinzelt, in kaum vernehmbarem Zwiegespräch allmählich bis zu jenem Umfange, bis zu jener Sonanz und Resonanz, bis zu jener Stärke der Stimmen, der Geister ansteigt, deren ganze, prächtige Breite majestätisch dahinfluthet, und dieser Corporation eine Macht des Eindrucks, der Potenzirung, der Einfälle, der Ideen, der Begeisterung, der Allgenugsamkeit ertheilt, die kein anderer Organismus, kein anderes Institut in seiner Gewalt hat, viel weniger aus sich hervorbringt. —

Der doppelte Schwung eines starken Bewußtseyns eigener Individualität, und des Verlangens, der fremden inne zu werden, ist die einzige Grundlage des guten Dialogs. Man verliert keinen Moment die Umgebung aus den Augen, und schwingt sich dennoch jeden Augenblick über sie hinaus, indem man den Muth hat, sich selbst hier zu geben, auf die Gefahr hin, der einzige Vertreter gewisser Ansichten zu seyn. Im

Solo beginnt dieß. — Wer schenkte nicht gern solchem Vertreter Gehör, wenn er sich mit Geist zu behaupten weiß? Doch — eine Stärke ist der anderen werth. Schon gesellt sich die zweite Stimme dazu. Vielleicht durch den geschlechtlichen Unterschied, der immer auf den Gedanken eine liebliche Beleuchtung wirft, noch gehoben. Die Bindung aber erweitert sich durch den Dritten, den Vierten, die Alle wieder durch eine noch überraschendere Gedankenäußerung eines Fünften, der hinzukommt, überflügelt werden. — Der geschlechtliche Reiz, den man im Geselligen bis jetzt fast nur im Tanz und in der Musik vollendet cultivirt hat, soll wo möglich schon am Anfange der Unterhaltung hier auf's Sorgsamste beachtet werden. Er allein sichert dem Gespräche denjenigen Rhythmus zu, welcher allein durch die auch geschichtlich bewährten Elemente der Individualisirung, durch die Schönheit und die Kraft gewonnen wird. —

Aber alle diese noch mehr zufälligen, abgesonderten Auseinandersetzungen, Erzählungen, Scherze, Angriffe, müssen sich zu einem Gemeinsamen erheben, um die Stunde, den Tag, die Zeit, das Jahrhundert zu durchdringen. Eine Gesellschaft, die es nicht über die Mannichfaltigkeit belebter Einzelgespräche hinaus bis

zum Gesammtdialog, dieser Innewerdung des höchsten Wohlseyns, bringt, darf nicht auf das Prädikat eines geselligen Kunstwerks Anspruch machen. Der Gesammtdialog erst ist jenes Drama des geselligen Dichtens, der daher auch, wie das Drama der Gipfel aller Poesie, als Dialog, der Gipfel der Geselligkeit ist. Das Gastmahl selbst, die Tafel, bildet daher auch hier wieder den eigentlichen Uebergang von der gesellschaftlichen Vereinzelung des Sprechens durch die mehr ruhende Zeit des compakteren Essens zu jenem Aether der geistigen Erhebung, welcher im lustigen, thyrsusschwingenden Gefolge des Dionysos kommt. Dieser Nachtisch ist das eigentlich platonische Gastmahl, zu dem aber nothwendig ein Luxus von Weinen gehört, auf daß Geist dem Geist sich geselle. Wir müssen daher auch die Anekdote, das Bonmot, alle diese kleinen, sprühenden Gesellschafts-Epigramme, wenn anders sie überhaupt pikanten Inhalt, scharfe Pointen haben, wir müssen alle diese Geisterchen einer niederen Ordnung mehr auf die erste Hälfte des Tischgespräches beschränken. Mit den Weinen kommen die Götter. Denn die Ideen sind die Götter. Die Idealität und Energie des Trinkens, welche wir, um alles in allem zu sagen, die

Tapferkeit des Trinkens nennen wollen, im antiken Sinne, im Sinne der römischen Virtus, als Tugend zugleich, bezeichnet diejenige höchste Sphäre der Geselligkeit, in der zugleich die höchste, gedankenreichste Nüchternheit credenzt, die wahrhafte Hebe der Göttertafel, eine Sphäre, in der von je die höchste Begeisterung, die höchsten geselligen Produktionen zum Vorschein gekommen. Ich berufe mich auf Sokrates, auf Plato, auf Luther, auf Schleiermacher. Selbst die Damen sollen hier, wie von keiner Geselligkeit ausgeschlossen, als schönste Zeugen dessen, was hier mit den Pokalen auch geistig erklingt, ihre besonderen Weingeister nippen, und an dem Gedanken-Cultus den thätigsten Antheil nehmen. Es ist wunderbar, und doch oft zu beobachten, wie schnell, und bis zu welcher Höhe hinauf, das weibliche Geschlecht im Feuer des Gesammtdialogs sich entwickelt. Ein Phänomen, welches, blitzartig, vom Zauber des Moments hervorgerufen, jenen prächtigen Blumen zu vergleichen ist, welche der Zauberer im Momente wachsen, und das feinste Arom verbreiten läßt. Und das nun, was Alle hier von jetzt ab leisten, ertheilt dieser Gesellschaft den Charakter eines durch Individuen dargestellten Kunstwerkes. Hier sollen Gedankenspiele un-

ternommen werden, deren Fundgrube unerschöpflich ist, welche den Reiz des eröffneten Geheimnisses, welche die Unendlichkeit der Sprache und ihrer Ideen offenbaren! Hier soll man nach gemeinsamen Zielscheiben des Witzes schießen. Man soll jedoch nie den Kopf des Kindes, wohl mindestens den Hut des Landvogts zur Zielscheibe machen. Hier soll man an eine gemeinsame Lösung großer Probleme gehen! Hier soll über die wichtigen Interessen und Institutionen des Gemeinwesens frei geurtheilt werden! Hier soll jene große, gegenseitige Befreiung der vielfach gehemmten Individualitäten stattfinden, für die es außer der Geselligkeit jetzt noch keinen Hebel der freudigen Erhebung giebt! Hier sollen Geisterkämpfe gefochten werden, welche zum Siege Aller führen, weil diese Kämpfe läutern und begeistern, und nie geahnte Kräfte erwecken! — Wessen Seele zu eng ist, wessen Phantasie zu matt, um dergleichen für ausführbar zu halten, der beweist nur seine eigene Dürftigkeit und erzphiliströse Natur! —

Was aber unsre radikalen, unsre heutigen Pönitenz-Wasser-Trinker betrifft, so mögen sie die Aussicht langer physischer Existenz haben, sicher entgeht ihnen die höchste, die heiligste geselligen Aufschwungs.

Denn wir haben hier allerdings das Gegentheil von allem Profanen im Sinne. Wer die Geister der Weine versteht in ihren viel und feurig redenden Zungen, in ihren Dichter- und Denker-Visionen, der erst versteht, was diese letzte und späteste Sitzung geselligen Beisammenseyns — es ist hoch Mitternacht sagen die Maurer so schön — für Mysterien enthält, die alle hier offenbar werden sollen.

Der höchste Reiz des Lebens ist auch der höchste Reiz der Geselligkeit, das Mysterium. Es giebt ein Mysterium! Man kann mit eben so viel Wahrheit behaupten, daß kein Geheimniß seyn solle, als daß es eins giebt. Ich lasse es hier ungesagt, ob die Maurerei, dieses wichtige Institut für höhere Geselligkeit, im Besitze des Geheimnisses κατ' ἐξοχήν ist, oder die Philosophie, oder welcher Verein, welche Wissenschaft sonst. Genug, das Mysterium existirt! Die Einsamkeit wird dieses ehrwürdige, dieses erhabene Mysterium der Geselligkeit ausliefern, wenn diese umfassend genug, wenn sie würdig dessen seyn wird. Ihr soll es zu Statten kommen, sie soll es genießen. Diese tiefe Verwandtschaft der Einsamkeit mit der Geselligkeit, des Mysteriums mit

der Oeffentlichkeit motivirt es auch, weßhalb man die Loge vielfach mit dem Geheimniß in Berührung gebracht hat. Die Loge kann dazu lächeln. Sie kann es ablehnen. Ja, sie kann es abläugnen. Sie steht dennoch ihrer innersten Idee nach mit dem Mysterium in Verbindung, schon weil die Geselligkeit aus dem Geheimniß ihre ewigen Verjüngungen und Verklärungen schöpft. Dieß ist der tiefste Grund für die Lust an der geselligen Novität.

Uebrigens leidet es keinen Zweifel, die großartigsten, geselligen Gesichtspunkte haben sich in Europa bis dahin in der Loge gezeigt, bis zur theilweisen Ausführung. Dieses Institut hat so weitreichende Verbindungen und Einflüsse, daß man ihm in unserer Zeit nur Glück wünschen kann. Schon, daß die Loge, als Humanismus, ihren Gegensatz, den in der Gegenwart ebenfalls sehr weit verbreiteten Pietismus, der so finstre, enge Ansichten von der Geselligkeit wie vom Leben überhaupt hat, durch den Thurm des Rationalen im Schach hält, schon das ist, auch von dieser Seite, ein großer Gewinn für das letzte, gesellige Stadium. Aber auch die Arbeiten der Maurer weisen tiefsinnig auf dasjenige hin, was wir von der Arbeit als Feier in der höheren Geselligkeit angedeutet haben. —

Da jedoch der Geist der Oeffentlichkeit an der Spitze der Gegenwart steht, so wird die Loge in eine neue Metamorphose übergehen müssen, um sich zunächst dadurch mit der Nation zu vermitteln, daß sie es zu einer größeren, literarischen Thätigkeit bringt, wodurch ihr allein das wahrhaft tiefste Mysterium, die Unendlichkeit der Idee, zugesichert bleibt, und sie ihrer Humanitätstendenz eine neue, noch ausgebreitetere Wirksamkeit geben kann. —

Diejenigen Kreise der höheren Geselligkeit, welche mehr vorübergehend, wechselnd sind, wohin alle Privatgesellschaften gehören, bis auf das Landhausleben, welches eine so liebliche Episode des höheren Verkehrs bildet, werden mehr oder weniger unserem Museum nachzustreben haben, und ich werde sie, bei einer ausgeführten Mittheilung meines ganzen Systems der höheren Geselligkeit durch die Presse, einer besonderen Betrachtung unterwerfen. —

Vor allem müßte übrigens bedacht werden, daß auch für die Geselligkeit von einem jeden Gebildeten Studien gemacht werden sollten, um stets auch im Umgange wahr und doch seelenvoll zu erscheinen. In der gewöhnlichen, gebildeten Gesellschaft wird mit nichts mehr Betrug und alberner, leerer Prunk getrieben, als

mit einer Bildung, die gar nicht vorhanden ist, weil alle Schöpfungskraft, weil das innere Leben dazu fehlt. — Die Musik erschallt, schöne Stimmen lassen sich vernehmen, alles drängt sich hinzu, um den Tonkünstlern näher zu seyn. Aber, wir hören es diesen Weisen schon an, daß es gesellige Coquetterieen sind, daß zwar viel Natur in ihnen noch ist, viel Uebung drauf verwendet, viel Kunst des Vortrages, viel Sicherheit erlangt worden; aber wir hören auch, daß alles von Seelen kommt, die unter diesen Singstudien eitel geworden sind, wie sie immer schon poesielos gewesen; so daß sie mit all diesem klingenden Aufwand nur Eroberungen machen wollten, Versorgungen für's Leben suchten. Scheinbar, das tiefste Gefühl, der höchste, lyrische Schwung brennt von diesen Lippen! Aber wir forschen bei ihnen nach Musik in freien Cadenzen der Sprache; wir bemühen uns, die anmuthigen Sängerinnen für einen kühnen Gedanken-Flug zu gewinnen; wir wagen es, durch jene Töne erhitzt, in diese scheinbar so erregsamen, in diese so echauffirten Naturen einzudringen, um auch das Wort, diese allmächtigere Musik, aus ihnen hervorzulocken; und sie sehen uns stumm und dumm an, und wir wissen nun vollends, woran wir mit ihnen sind! — Die höhere Geselligkeit

kann nur durch Ebenbürtige zur Darstellung gebracht werden, wenn nicht auch der Bessere durch das gesellige Leben verlieren soll. Drücken doch das tiefe Wort: sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist, die Natur und die Kunst selbst in einem prächtigen Symbol für die höhere Geselligkeit aus, indem der König des Minerals, der Diamant, nur wieder durch den Diamanten geschliffen werden kann. —

Nachdem wir nun die höhere Geselligkeit der Individuen, da sie sich, wie bemerkt, auf jedem Stadium ganz besonders herausstellt, ausführlicher betrachtet haben, so bleibt uns als nächste Aufgabe noch eine nähere Erörterung der Geselligkeit des Staates, der Kirche, der Literatur und der Völker, womit wir uns in der nächsten Vorlesung beschäftigen werden.

Luther, Friedrich der Große und Napoleon sind die populärsten Charaktere der neuen Geschichte. Aber erst durch Napoleon gelangt das moderne Bewußtseyn zur Idee einer europäischen, ja einer tellurischen Völkerzusammengehörigkeit, um die Freiheit der Individuen durch sociale Bande auf die höchste Stufe zu erheben. Was denn um so merkwür-

diger ist, weil dieses zunächst ganz außer dem Wege der Napoleonischen Eroberungszwecke lag; so daß auch dieser Genius Größeres und Umfassenderes vollbringen mußte, als der Plan seiner bloßen National-Egoität sonst zugelassen hätte; so daß Napoleon durch Zwang und durch Krieg den Völkern doch Freiheit und Frieden gebracht hat. Wie Göthe der Heros ist, der die Geselligkeit der Literatur beendet, so ist Napoleon derjenige, welcher die der Völker bereits eröffnet. Napoleon nimmt gerade diese Stellung ein, da er gegen Familie und Staat und Kirche sich abstoßend verhielt. Aber, wie er selbst so höchst individuell war, daß alle Individuen ihm zuflogen, und wie er die Literaturen über die Maßen liebte; so führte er eben um so natürlicher aus diesem vorletzten Stadium in's letzte, der Völker mit Völkern hinüber.

Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, in deren Ergründung die Sphinx der Welt hinuntergestürzt, die Aufgabe der Unsterblichkeit gelöst wäre, daß gewisse Geister unverkennbar in der Geschichte wiederkehren, und zwar nach einer immer längeren Umlaufszeit, nach einem Cyklus, den kein bloßes Geschichtsauge berechnet. Ich halte dafür, daß in dem wissenschaftlichen Verständniß jener Erscheinung eine neue, bisher ganz

unerhörte Sehweite für die Philosophie sich öffnet. Ja, diese Wiederkehr der Geister in erhöhter Potenz, in immer stärkerer Individualität ist eines der wunderbarsten, tiefsinnigsten Phänomene der Welt! —

Wir haben schon früher in dem römischen Cäsar den Prototyp Napoleon's gesehen. Ja, Cäsar-Napoleon! Wie Cäsar Gallien erobert, so erobert Napoleon in einem glorioseren Sinne Gallien. Auch denke man an Britannien. — Jenen kleinen Ort, den der große Cäsar vorzog, um daselbst lieber der Erste zu seyn, als in Rom der Zweite, fand der große Napoleon in Vergleich mit Paris und der Welt zweimal, auf dem kleinen Elba und auf dem kleinen Helena, und — seltsame Ironie — diese letzte, insularische Einsamkeit war die höchste Stufe seines geselligen Lebens. Hier diktirte auch dieser Cäsar den Generalen Gourgaud und Montholon den Commentar seiner Feldzüge! —

Man hat sich Napoleon nicht im Entferntesten als abhold der Geselligkeit vorzustellen. Im Gegentheil. Napoleon war allerdings ein Geschäftsmann, und noch dazu ein Geschäftsmann, dem die Geschäfte seiner Nation, Europa's, der Welt, Tage und Nächte raubten. Napoleon erschien daher auch, wenn er sich

einmal in dem Salon, in der Conversation blicken ließ, oft weniger liebenswürdig als fürchterlich. Hatte er doch, wie wir gesehen, die Mission: den Salon zu zerstören. Napoleon hatte aus Verstimmung, aus Plänen eine diplomatische Form, die er wie eine Art Tortur brauchte, etwas Chargirendes, Zwickendes, Anfallendes, Stechendes, Niederbohrendes in seinen Anreden, in seinen Fragen, ja sogar in seinen Mittheilungen. Dann aber kamen auch wieder andere Stunden, in denen er einen Geist der Unterhaltung, der Milde, der Hingebung zeigte, die jedoch seine Rede zugleich in einem wahren Brillantfeuer spielen ließen, in einem Feuer, welches den Glanz der Diamanten, der Uniformen, der Ordenssterne, den Glanz seiner ganzen, auch an Bildung und Witz so reichen Umgebung unendlich überstrahlte. Auch kam ja bald eine Periode, in der er nur zu viel Muße für die Geselligkeit haben sollte.

Es ist für die Phantasie ein erhabenes, ein reizend inhaltvolles, ein immer wieder zur Betrachtung lockendes Bild, welches von Dichtern der Zukunft noch mannichfaltig ausgeführt werden wird: Napoleon, der einst an der Tète von tausend Regimentern Gebietende, von tausend Feldmusiken und Adlern Umrauschte,

als einsamer Insulaner! Auch in geselliger Hinsicht! Napoleon muß einer der feinsten, einer der liebenswürdigsten Gesellschafter gewesen seyn, wo er nur, wie gesagt, Zeit dazu hatte, wo nur die von kriegerischen Falten finster durchfurchte Stirn einen Augenblick heiter sich glätten konnte. Napoleon bedurfte keiner Jagden, keiner Wachtparaden, Revüen, Bankette, um sich und andere auf's Vortrefflichste zu unterhalten. Kaum darf man vom Genie noch behaupten, daß es geistreich sey. Es klingt etwa so, wie wenn man sagen wollte, Gott sey tugendhaft. Und doch: — Napoleon war immer geistreich. Geistreich und Dichter beinah, wenn er in Briefen seine Pläne und seine Liebe aussprühte an Josephinen. Geistreich, wenn er die Tafel begann, wenn er sie aufhob, wenn er eine unscheinbare Antiquität Aegyptens aus seinem Cabinet holte, wenn er mit Bertrand sich an das Schachbrett setzte. Geistreich in jeder Notiz, in jeder hingeworfenen Redensart, in jeder Wendung, bei der andere gähnend: ach Gott! zu seufzen pflegen. Wie schmachtete alles aber auch nach seiner Conversation, nach einem gewissen Blick, den er selten schenkte, der aber dann immer warm aus seinem Sonnenauge kam! Selbst auf Elba hatte er noch gar nicht Zeit für die Geselligkeit.

Millionen auszuführender Evolutionen einer Armee, von der, so zu sagen, noch kein Mann auf den Füßen stand, noch keiner geboren war, umschwirrten als Geister der Zukunft seine brütende Seele. Aber auf Helena, sobald nur der unbändige Todeswurm seines beleidigten Weltehrgefühls zu nagen aufhörte, sobald Napoleon nur vergessen konnte, sobald er nur erwog, daß der Held einer Welttragödie unmöglich glücklich enden könne, um eben groß zu endigen; dann war er wie in den schönsten Tagen von kurzer Rast nach dem Sieg' von Marengo, oder in den Tuilerien, oder wie in vertrautesten Kreisen auf Malmaison.

Ja, seltsame Ironie des Schicksals, Napoleon's insularische Einsamkeit — die höchste Stufe seines geselligen Lebens! Der alte, der mürrische Hudson Lowe schmollte und grollte heut' wieder dumpf, wie der Ocean grollt. Aber nichts konnte das heute gegen Napoleon's Humor verfangen, nichts gegen die Art, wie heute der Kaiser das Feuer des Italieners mit der Bonhomie des Franzosen, die Majestät des Weltbändigers mit allen Grazien der Salons, in den köstlichsten Einfällen, im Wortblitz, den er abschnellte, in den Schlägen der Energie, in den vibrirenden Bewegungen des feinen, corsicanischen Mienenspiels leuch-

ten ließ. Die Damen waren heute von ihm entzückt. Er hatte ihnen die herrlichsten Mittheilungen aus seiner Welteroberungsreise gemacht. Er hatte den beherzt Gewordenen die blitzenden Geister seiner Armeen citirt. Er hatte ihnen die Gewitter der Schlachten herauf beschworen. Er war dann zu sanfteren Passagen übergegangen. Er hatte ihnen die Mumien Aegyptens veranschaulicht. Er hatte ihnen den Fandango dargestellt, ohne im Geringsten die Bewegung des Tänzers anzunehmen. Er hatte ihnen jene wundersam wehmüthigen Molltöne, jene tiefen Melancholieen des Winters zu Ohren gebracht, welche den russischen Volksgesang so ergreifend durchzittern, ohne sich je zum Sänger herabzulassen, ohne auch nur einen Augenblick seine Majestät zu verläugnen. Dann ließ er gegen die etwas prüden, nonnenhaft verschleierten Engländerinnen seine Artigkeiten los, seine kleinen Galanterieen, seine wilden Romantesken, die oft wie Schmetterlinge um diese weißen Rosen nur gaukelten, oft aber auch wie Bienen sie leise ritzten, wenn es ihm plötzlich einfiel, daß es Engländerinnen seyen. — Dann zog er sich eilig wieder zurück. Alles hatte bei ihm sein Gesetz, seine Stunde, sein Maß, seine Form. Dann pflegte er auszureiten, oder sich mit der ausgewähltesten Umgebung in

sein Cabinet zu begeben, und nun war er den Schülern der Meister, den Männern der Mann, den Freunden der Dichter; er war der weltbewußte Weltbeweger, der nicht umsonst von den Säulen des Herkules bis hin zum Kreml gedrungen.

Man erstaunte über die Kunde des Gelehrten sogar in Napoleon! Ueber seine Kenntniß der Literaturen, über das immer originelle, immer eigene, freie Urtheil, in einem Französisch, wie es nur bei seiner Weltbewegtheit so sich hatte bereichern können! Ja, der Kaiser konnte sogar weich wie ein Kind werden! Er konnte die tiefste Tiefe der gesunden Sentimentalität offenbaren, wenn er auf Ossian zu sprechen kam! Er konnte gegen Franzosen über die Franzosen herzlich lachen, wenn er bei Gelegenheit des Humors an Shakspeare dachte! Und das eben war denn auch der Haupteindruck, den Napoleon in der Geselligkeit bei Jedem zurückließ, der in seine Sonnennähe kam, daß er, wie die Geselligkeit eben die Vielseitigkeit der Humanität in der Rede glänzend abspiegeln soll, immer zeigte, wie seine Weltmission, als Krieger und Eroberer aufzutreten, ihn keinesweges so hingenommen hatte, daß er nicht

noch die Vielseitigkeit in tausend Richtungen stets im Auge gehabt. Napoleon, indem er durch seine Feldzüge die Völker den Völkern näher brachte, bahnte dadurch den Weg zur kommenden Geselligkeit der Völker mit Völkern. Napoleon's Zug nach Aegypten war schon der Vorläufer zur kommenden Völkerwanderung der Cultur. Aber Napoleon, obwohl Welteroberer, stand doch im strengsten Gegensatz zu denjenigen Fürsten, die immer nur in der ultima ratio der Kanonen ihren letzten Rath finden, wenn alle ihre Räthe nicht mehr zu rathen wissen. Die feine Anwendung einer feinen Intelligenz ist alle Mal stärker als das gröbste alles groben Verfahrens: das Vorfahren des groben Geschützes. Wo Napoleon selbst dieß vergaß, wollen wir ihn nicht loben. Napoleon, in seiner Ganzheit betrachtet, weist mit der ihm nicht abzusprechenden, eminenten Größe des Genius darauf hin, daß das militärische, daß das kriegerische, daß das erobernde Moment der Geschichte immer nur ein sehr untergeordnetes ist, und daß es immer leichter mit dem Fortgange der Zeiten wiegen wird; daß sich aber Ideen unmittelbar daran knüpfen, und von die-

sem Moment abhangen, welche dem, der sie durch das Schwert entdeckte und eroberte, und den Völkern übergab, ewigen Ruhm und ewiges Leben in der Geschichte verheißen! —

Vierte Vorlesung.

Hochverehrte Anwesende!

Das Schwierige in der Auffassung, wie in der Darstellung der höheren Geselligkeit ist eben das Gesetzmäßige, ist der Rhythmus ihrer Idee. Denn es soll, wie bereits früher angedeutet worden, jene Gliederung der Idee, als Geselligkeit der Familie, der Individuen, des Staates, der Kirche, der Literatur, der Völker mit Völkern, wie sich dieselbe sodann auch geschichtlich uns bewährt hat, endlich auf jedem einzelnen Stadium in derselben Gliederung auf's Neue erkannt werden; so zwar, daß der auf diese Weise entstehende, in sich dreifache Organismus, ungeachtet der zeitlichen Trennung und der geschichtlichen

Nichtvollendung der einzelnen Momente, dennoch stets als ein Zugleich gedacht wird. Denn die Idee, schon an sich zeitlos, nimmt all' ihren Inhalt auch wieder aus der Geschichte in sich zurück. Und aus dieser Rückkehr ergiebt sich dann das wahrhafte Ideal für jedes einzelne Stadium. Das wahrhafte Ideal aber ist die verwirklichte Idee. Daher mußten wir auch, nachdem wir in der zweiten Vorlesung die bis dahin in den verschiedenen Abtheilungen der Geschichte hervorgetretenen Perioden der Geselligkeit uns vor's Auge gestellt hatten, wir mußten in unsrer spätern Betrachtung diese einzelnen Stadien noch einmal zur Anschauung bringen, um sie wieder auf ihren Ursprung, die Idee, zurückzuführen. —

Die Philosophie der Geschichte insbesondere, wie die Philosophie überhaupt, wird in der Zukunft zu großen Ergebnissen gelangen durch eine ganz neue Kritik des spekulativen Erkenntnißvermögens, mit welcher sie die Methode, in deren Besitz sie bereits ist, dann nur zu verbinden braucht. Ich will das, was ich unter jener Kritik verstehe, Reduktions-Methode nennen. Die Natur und die Geschichte verfahren, ohne daß der Mensch, als Einzelner, auch nur das Mindeste dazu beiträgt, so daß er dieses dann als sein

Verdienst ansprechen dürfte, schon von selbst nach dieser Methode, und vollbringen dadurch jenen Willen, nach welchem durch alles Leben und Sterben, durch all' den Aufwand der unermüdeten Thätigkeit und Formbildung immer nur das Wesentliche ausgeschieden und erhalten wird. Dasselbe Gesetz aber dürfte seine volle Anwendung leiden auf die Art, wie die höhere Geselligkeit ihre Bildungsstadien in der Geschichte durchschreitet. —

Hatten wir zuletzt das Moment der Geselligkeit der Individuen einer speciellen Auseinandersetzung unterzogen, da, wie wir bemerkten, die große Veränderung, welche den geselligen Verhältnissen bevorstände, vorzugsweise in dieses Stadium schöpferisch zurückginge; so haben wir zunächst der Geselligkeit im Staate unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Was nun dieses wichtige, dieses großartige, den einzelnen Menschen recht eigentlich erst zum Erdbürger constituirende Institut betrifft, welches wir Staat nennen, so muß ich gleich von vorn herein bekennen, daß nach meinem klarsten Dafürhalten hier wirklich die Theorie — um diesen leidigen, verbrauchten Unterschied hier einmal mit Grund geltend zu machen — alle Praxis weit hinter sich gelassen hat. Was

einzelne Staaten von je her, zumal aber in neuerer und neuester Zeit für die Sicherheit des Allgemeinen und des Besonderen, was sie für die Ausbildung der Intelligenz, vorzüglich der wissenschaftlichen, was sie für die auf das Nützliche, auf den sichern, schnellen Verkehr sich beziehende Werkthätigkeit gethan haben; es ist von außerordentlichem Belang und verdient die entschiedenste Anerkennung. Ueberall aber, wo es das humane, und doch nur im Rechte gegründete Zugeständniß eines ungehinderten Wirkens und Fortschritts nach individuellen Motiven und Ueberzeugungen, wo es die Befriedigung des eigensten Berufes, wo es die frei producirende Gedankenäußerung in Wissenschaft, in Kunst, in Religion, nun gar die gemeinsame Feier irgend eines nicht von Seiten des Staates sanktionirten Ereignisses, Andenkens gilt; da stoßen wir überall noch auf Hemmungen, auf ausdrückliches Entgegentreten, welches wir mit der Idee vom Staate durchaus nicht zusammenreimen können.

So ist man bis dahin fast immer nur im Gebieten, im Verordnen unermüdet, oft wirklich auch groß gewesen, desto kleiner und engherziger aber auch im Gewährenlassen, in der Anerkennung der Freiheit als einer Nothwendigkeit des individuellen Geistes.

Die öffentliche Meinung, welche für den Staat stets ein heiliges Orakel seyn sollte, hat daher auch hier das Rechte herausgewittert, wenn sie daran erinnert, man solle doch nur ja nicht zu viel regieren, und wenn sie die Bemerkung gemacht, die Regierten wären in unserer Zeit häufig viel unterrichteter, viel gebildeter als die Regierenden. — So ist denn vollends die Wissenschaft vom Staate, welche es also mit seiner Idee zu thun hat, und die gesunde Praxis freilich in sich selbst trägt, nur zu oft noch unendlich voraus vor dem, was sich so oft schon für Staat auszugeben den Muth hat. Der Staat aber soll nicht Theorie, er soll am wenigsten eine nur erweiterte Polizeibehörde, oder gar ein bloßer Mechanismus; der Staat soll vielmehr Kunstwerk seyn, ein Produkt, welches jeden Theil als Organ frei aus sich entläßt, um es frei wieder im Ganzen sich darstellen zu sehen.

Nun kann aber in der That nichts Inhumaneres, Kläglicheres in einer politischen Gemeinschaft von Menschen erfahren werden, als wenn der Einzelne bei jedem Schritte, den er thut, daran erinnert wird, daß es einen Staat giebt. Auch ist diese Fühlbarkeit immer des Staates eigene Schwäche. Wie der Staat seiner Idee

zu entsprechen hat, so muß er eben deßhalb auch eine solche Idealität erlangen, eine so absolute Durchdringlichkeit, daß ich im Staate seyn kann, als ein tüchtiger, pflichttreuer Bürger seyn kann, und, stets in diesem Verbande beharrend, zugleich noch vieles andre seyn darf, ohne daß mich der Staat im Entferntesten darüber zur Rede zu stellen, oder gar willkürlich mich darin zu hemmen hätte. Denn ich muß als Staatsbürger gerade durch die Abhängigkeit unabhängig, durch das Gesetz frei seyn. —

Was wir früher von dem Familienvater bemerkten, daß er ein Jedes der Seinigen in die Freiheit zu entlassen habe und demgemäß zu erziehen; es gilt in viel größerem Maße vom Staat. Der moderne Staat ist gerade darin das unendliche Hinaus über den mittelalterlichen, daß es jetzt sicher ein schlechtes Staatsmitglied ist, welches nur dieses ist. Kein gebildeter, kein denkender Mensch darf heute noch ganz in den Staat aufgehen wollen, denn er verlöre so das, woraus sich der Staat selbst zu verjüngen hat, die Eigenthümlichkeit. Denn wer ist Staat? — Kein Einzelner ist es. So daß allerdings Jeder im Staate eben so sehr Staat ist, als es der erste Staatsmann zu seyn vielleicht für eine Auszeichnung

nimmt. Denn der Staat ist eben das Ergebniß von Vielen, er ist eben die gemeinsame Vernunft einer nationalen Gesellschaft, die sich durch ursprüngliche Gegenseitigkeit zu einem gesetzlichen Organismus constituirt hat, und dadurch allerdings schon weit über sich selbst hinausgegangen ist, um nur noch bloße Gesellschaft zu seyn.

So ist der Idee des Staates nach ein Jeder dazu berechtigt und berufen, an dem Gesetze Theil zu nehmen, das heißt zunächst allerdings: es zu erfüllen, aber auch an dem Theil zu nehmen, was des Gesetzes Wurzel und Krone ist, und wodurch es erfüllt wird, an der Freiheit. So erst ist der Staat, indem er Freie vereint, in ihnen gleichmäßig existirt, und ohne sie aufhört, die vernichtende Macht über alles, was sich solcher Ordnung widersetzt. Aber, wie die Hauptmacht des Staates nur aus seiner Idee resultirt, so soll dem Staat auch in einzelnen Fällen immer die Machtvollkommenheit der Idee zu Gebot stehen, und er soll gebildet genug seyn, ihr in der Regel viel größere Wirkungen zuzutrauen als jeder bloß physischen Gewalt, die er vielmehr, wo es sich um Ideen handelt, unter seiner Würde zu halten hat, als daß er davon Gebrauch machen sollte.

Sobald sich nur erst der Staat davon überzeugt hat, wie viel schwerer und vielseitiger das wahrhafte Regieren ist, als daß es im bloßen Gebieten und Verbieten bestehen sollte; sobald er nur eingesehen, daß sein wahrer Beruf, überall und nirgend zu seyn, allein dadurch erfüllt wird, daß er sich dauernd den Charakter der Idealität, oder doch wenigstens den der ideellen Ueberlegenheit ertheilt; so wird auch das Unerhörte sein Ende finden, daß der Staat gerade das an seinen Bürgern fürchtet und verachtet, was er selber anerkennen und befördern müßte: die politische, wie jede andere Bildung, und die damit nothwendig verbundene, freieste Gedankenäußerung; so daß der Staat, wie er nur in seinen Bürgern mächtig ist, weil er überhaupt nur in ihnen existirt, auch, seinem eigenen Charakter nach, einem Jeden gestatten muß, als Geist eine ideelle Macht im Staate zu seyn. Und alles das liegt schon im Rechte. Vom Toleriren darf in einem wahrhaften Staate gar nicht die Rede seyn. Der Staat hat nichts zuzulassen, was nicht seiner selbst und des Staates willen ein Recht hätte, weil nur aus dem Rechte Aller ein Staatsrecht hervorgeht, welches keiner anderen Rechtfertigung bedarf, als daß es in den Forderungen

Aller, damit diese in der Vernunft bestehen können, gegründet ist. Die Pflege des Rechtes, die Förderung jeglicher Bildung ist daher auch nie, ohne den Staat zu beleidigen, als eine bloße Begünstigung oder gar als eine Gnade von Seiten desselben anzusehen, sondern als etwas, was sich von selbst versteht, weil es schon mit der Idee des Staates gegeben ist. —

Wenden wir diese über das Wesen des Staates geäußerten Ansichten auf unsern Gegenstand an, so folgt daraus, daß der Staat auch die höhere Geselligkeit, eben weil sie ein so wichtiges Moment der Gesammtbildung ist, im weitesten Umfange zu vertreten und zu pflegen hat. Der Staat würde allerdings ein bloßes Werk der Noth, der Abwehr des Feindlichen, er würde eine bloße Sicherheitsanstalt seyn, wenn er nicht über die Nützlichkeit hinausginge, und seinen Bürgern nach gemeinsamer Arbeit nicht auch die gemeinsame Feier gewährete. Diese Feier, wie die gesellige Erhebung überhaupt, hat man sich freilich nicht in einer so äußerlichen Weise vorzustellen: als regelmäßig nach der Arbeit eintretend, oder von besonders dazu Angestellten zu verwalten. Sondern, wie der Staat selbst überall die Ruhe im Werden, die Majestät in dem Alltäglichen

zur Erscheinung bringen soll, so hat er auch erst darin seine Idee erreicht, sich als Kunstwerk vollendet, daß er die Feier, die er seinen Bürgern bereitet, nur dadurch organisch aus sich hervorbringt, daß er einen Jeden selbst gewähren läßt, damit dieser außer der Arbeit auch das gesellige Kunstwerk hervorbringe, oder es doch wenigstens in sich aufnehme.

Es sind aber diejenigen geselligen Sphären, welche vorzugsweise in das Gebiet des Staates fallen:

a) die Geselligkeit der Schule,

b) die geschlossene Gesellschaft (wiefern sie der Anerkennung und Förderung durch den Staat bedarf),

c) das Theater (als eigentliche Nationalbühne),

d) die Kunstausstellung, das Museum,

e) der wissenschaftliche Verein (als öffentliche Sitzung),

f) der Patriotismus und das Volksfest.

Alle diese Momente werden, um in umfassenderem Maße auf die gesellige Bildung überhaupt zu wirken, als es einem Privatunternehmen möglich wäre, einer organischen Anknüpfung an den Staat bedürfen. Diese aber wird ihnen, wie ihm selbst ihre Einflüsse auf die Bildung der Nation unendlich zu statten kom-

men, nicht bloß durch die ihnen gewährte, unumschränkte Freilassung, sondern auch durch specielle Aufmunterung, durch großartige Unterstützung aus dem Staatsfond im höchsten Grade zu Gunsten gereichen. Was wir demnach von der Wichtigkeit würdiger Räumlichkeiten und sonstiger Außendinge für das höhere gesellige Leben früher schon bemerkt haben, das leidet hier ganz besonders seine Anwendung, da der Staat in seinen Mitteln, Einrichtungen, natürlich nicht anders als splendid seyn wird.

Wir können die einzelnen Momente unseres vorliegenden Stadiums einstweilen nur einer kürzeren Betrachtung unterwerfen, und wiederholen, daß jedes derselben immer eine Beziehung auf eines der Stadien enthält — wie dieses am Ende in einer Uebersicht des ganzen Systems sich darlegen wird — weil jedes einzelne Moment, selbst wieder organisch, den Organismus des Ganzen in sich trägt. So wäre also das erste Moment in dem geselligen Leben des Staates: a) Die Geselligkeit der Schule. — Ich verstehe darunter natürlich nicht jene Uebungen und Zerstreuungen, wie sie zum Theil die gymnastische, zum Theil die bloß unterhaltende Seite des Schulwesens bilden, nicht eine bloße Reform, einen ganz neuen

Aufschwung des Turnfaches, der edeln Schwimmkunst und der oft abenteuerlich genug ausfallenden Ferienreisen; wie sehr ich all' dergleichen auch zu schätzen mir bewußt bin; sondern, da ich fortwährend die höhere Geselligkeit im Auge habe, so meine ich allerdings eine Unterhaltung, die zwar auch als Erholung von der Arbeit genommen werden mag, so jedoch, daß auch hier noch geistig fördernde Elemente der Jugend zugeführt werden. Vorzugsweise wird hier in der freisten Weise die Lust des Sprechens zu erregen, die Leichtigkeit des Ausdrucks, die Schärfe des Enträthselns, der Drang der Erfindung zu gewinnen, die ganze Kunst des Dialogs in antiker Weise hervorzubringen seyn. Und so ist die Bemerkung denn auch wohl an dieser Stelle am geeignetsten, daß der Staat nothwendig, nach dem, was sich uns aus seiner Idee ergeben hat, auf die Entwickelung und Bildung politischer Begriffe bei der Jugend einzugehen hat. Der ächte Staat fordert in seinem eigenen Interesse eine solche Vorbildung zur Politik, um der Haltlosigkeit, der Schwärmerei und vor allem der Unmündigkeit seiner künftigen Bürger vorzubeugen, eben so, wie die Kirche mit Recht für die Jugend den Religionsunterricht fordert. Es ist eine gefährliche Barbarei und eine Pflanz-

schule des religiösen Fanatismus, die heranwachsende Generation für die Kirche und nicht für den Staat zu erziehen, zu bilden.

Man könnte den Uebergang aus der Geselligkeit der Schule in das nächste, oben angegebene Moment: die geschlossene Gesellschaft, etwas unwahrscheinlich finden. Indessen ist diese Unwahrscheinlichkeit selbst in der That ein bloßer Wiederschein der Wahrheit. Denn je mehr die Disciplin der Schule eine gewisse strengere Beaufsichtigung fordert, so daß die Freiheit der Individuen hier sich noch keineswegs hinlänglich ausbreiten darf, desto natürlicher strebt das Individuum, wo ihm über die Schule hinaus solche Freiheit zu Theil wird, nach einer Ungestörtheit mit seines Gleichen, mit den Sympathirenden, um in dem Selbstbewußtseyn solcher Zusammengehörigkeit erst recht der individuellen Freiheit inne zu werden. Diese Sphären bestimmter Gesellungen sind außerordentlich fördernd für das Leben. Sie stählen den Jüngling durch das Ausarbeiten, ja Austoben der Kraft unter dem Enthusiasmus für die Verbündeten, für die Gesellten. In diese Periode fällt die Poesie des Studentenlebens, die sogar unmittelbar im Volke ihr entsprechendes Glück und Freiheitsgefühl in dem Zusammenhalten, in der

ganzen Lebensweise der Handwerksbursche findet. Kurz, das erste Moment der Geselligkeit der Schule in dem vorliegenden Stadium geht allerdings über

b) in die geschlossene Gesellschaft. — Obwohl die gegenwärtige Geselligkeit, da sie bereits in ihr letztes Stadium, die Geselligkeit der Völker mit Völkern, tritt, überall nach der größtmöglichen Ausbreitung und Mischung ihrer Bestandtheile trachtet, so wie nach möglichster Oeffentlichkeit überhaupt; so wird es doch immer isolirter Absenker, gewisser Knotenpunkte der geselligen Entwickelung bedürfen, in denen sich der gesellige Stoff erst isolirt, ablagert, um sich dann um so gediegener nach den verschiedensten Richtungen hin zu vertreiben. Die geschlossene Gesellschaft, im Allgemeinen der Tod der guten Geselligkeit, enthält doch im Besondern die reichsten Fermente zur schönsten Gestaltung des Umgangs. Wie aber Kern-Familien, in denen sich ein uralter Typus durch die Jahrhunderte hin fortbildete und als Charakter erhielt, dennoch zuletzt in sich selbst stumpf und abgelebt werden, und erst, wenn sie noch bei guter Zeit, je verschiedener, stammentlegener sie sind, um so bereitwilliger in einander heirathen, ein neues, herrliches Geschlecht aus sich hervorgehen sehen; so sollen geschlossene Gesellschaften von

Zeit zu Zeit in andere Kreise ausmünden, um diese zu befruchten und sich selber zu verjüngen. Die geschlossene Gesellschaft ist dazu berufen, für die Geselligkeit den unendlichen Reiz des Mysteriums zu erhalten, zu pflegen, und durch Tradition, Sitte, Statuten, partikuläre Zwecke ein Bildungs-Institut darzustellen, welches für die Geselligkeit der Zukunft schöpferisch wirkt. Der Staat hat die geschlossene Gesellschaft in keiner Weise zu fürchten, da keine Privatgemeinschaft mehr stark genug ist, die Oeffentlichkeit einer wahrhaft organischen Staatsmacht irgendwie zu gefährden. Im Gegentheil. Je organisirter eine solche geschlossene Gesellschaft ist, und je mehr sie sich noch dazu durch ein theilnehmendes Verhalten zu anderen Vereinigungen auszeichnet, desto mehr erwächst daraus dem Staate eine neue Erstarkung, und er hat daher seinerseits solche Gesellungen zu wünschen. — Das nächste Moment der Geselligkeit des Staates ist

c) das Theater. — Es wird auch für die höhere Geselligkeit vorzugsweise durch zwei Künste repräsentirt, durch die Poesie und die Musik. Das Theater aber ist ein Institut, welches zugleich eine ganz besondere Beziehung auf die Nation hin hat, um ihr die Geschichte und die Natur, das Leben und das

Sterben in der Verklärung durch die Schönheit als Handlung vorzuführen. So gefaßt, setzt sich die Bühne als Nationaltheater immer von den Brettern bis unter die Zuschauer fort. Nicht bloß die Producirenden, auch die Reproducirenden sind hier die Vollstrecker des Drama's. Hierin liegt denn der ganze, schwere, aber auch über alles Endliche erhebende Charakter der dramatischen Kunst ausgedrückt, im Tragischen wie im Komischen. So ist auch das Drama Cultus. Das Publikum ist die Nation. Die Nation ist der nie abtretende, nie irrende, mit höchster Weisheit und mit lyrischem Schwunge richtende Chorus. Daher gnügt der dramatischen Kunst auch nur das National-theater. Die glänzendsten Privatunternehmungen sind und bleiben kümmerlich und verfehlen die Idee. Die geschickteste Privatbühne — wir hatten bisher, recht besehn, fast nur eine solche — wird nie im Stande seyn, ungeachtet alles Aufwandes von Genie und von Talent, von Kunst und von Mechanismus das Herz der Nation wahrhaft zu treffen; und doch kommt hier alles auf diese Pointe an, um jenen Cultus zu entzünden, in welchem zunächst nur vaterländische Dichter und Componisten die Priester sind, jenen Cultus, der in jedem Zuhörer die Begeistrung zu Thaten für sein Volk,

für das Leben weckt. Das Herz der Nation wird nur dann in Schwingung gebracht, wenn sie selbst sich den Tempel baut, in welchem täglich solche Klänge ertönen. Nur der Staat daher gründet ein Nationaltheater. — Wie wir bei Gelegenheit der Geselligkeit der Schule vom Politischen auf's Kirchliche hingewiesen, indem beide sich gegenseitig fordern; so hier vom Politischen auf's Dramatische, die nicht minder einander entsprechen. Wenn wir aber sagten, nur der Staat gründe eine Bühne für die Nation, so hätte er sie freilich mehr als einmal zu gründen, um sie überhaupt zu gründen. Das heißt, er hätte alle von ihm aus geförderten Bühnen mit gleicher Aufmerksamkeit zu behandeln. Im ächten Staate ist die Residenz ein Verschwindendes und sie soll immer mehr verschwinden. — Es hätte der Staat demnach an jedem größeren Orte zu unserem Theater seine Hand zu bieten, vor allem aber hätte er auch alle die Freiheiten zu gestatten, welche allein mit der Zeit ein classisches Repertoir hervorrufen können. Jetzt erst würde das Publikum gezwungen, der Gewöhnlichkeit, der Mittelmäßigkeit den Abschied zu geben, und wir erhielten endlich auch eine Komödie, ein Lustspiel, welches alle die schleichenden Nebel, alle die gefährlichen Schwärme-

reien, alle die vornehmen Lieblingsneigungen, hinter deren Inkognito sich so viele Nichtswürdigkeiten verstecken, mit unerbittlicher Preisgebung verscheuchte. So erst würde uns das freie Wort zur anderen Natur durch das freie Wort. An Tönen, an verallgemeinernden, verweichlichenden Tönen haben wir schon lange mehr als zu viel. — Es ist eine sehr merkwürdige Thatsache, daß, wie man aus dem antiken Staat die Musik zum Theil verbannte, um Gefahren zu vermeiden, die Musik in dem modernen ängstlich cultivirt wird, um Gefahren zu beschwören. Dort wollte man wach erhalten, hier lullt man ein. — Es ergiebt sich weiter

d) die Kunstausstellung, das Museum. Beide stoßen ihrer Natur nach gleich an das Theater, denn sie sind die integrirenden Institute zur vollständigen Repräsentation der Künste, auch für die gesellige Welt. Die Kunstausstellung selbst soll sich wieder in das Museum fortsetzen, sie soll sich zu demselben steigern. In jener ist die Ausstellung noch unvollkommen, sie ist eine unterbrochene, sie hat es nur mit Novitäten zu thun; in diesem erreicht die Ausstellung ihre Vollendung, sie ist eine immerwährende, sie hat es mit allen Zeitaltern zu thun. Beide, Kunstausstellung und

Museum, machen auf unbedingte Oeffentlichkeit Anspruch. — Wie das Theater die Poesie und die Musik in Scene setzt, so bringen die Kunstausstellung und das Museum die Architektonik, die Skulptur, die Malerei zur Anschauung. Die Architektonik stellt sich hier selbst in dem Gebäude des Museums aus, welches daher architektonisches Kunstwerk seyn muß, um würdig zu erscheinen, die Schätze jener anderen Künste in sich aufzunehmen. — Nichts preiswürdiger, als daß die Ausstellungen sich mehren, nnd daß der Staat bereits, so viel es sich thun läßt, dazu mitwirkt, dieselben Kunstwerke an verschiedenen Orten dem Interesse des Publikums zu bieten. Einer Götterwanderung folgt immer als Segen die Cultur auf dem Fuße! Das Reiseleben, welches ein so wichtiges Moment der Geselligkeit der Völker mit Völkern ist, muß, bevor es seiner ganzen Ausdehnung nach in die Wirklichkeit tritt, durch Kunstausstellung und Museum ersetzt werden, um einen Jeden schon jetzt annäherungsweise des Reichthums und der Herrlichkeit der Welt inne werden zu lassen. — Das folgende Moment ist:

e) der wissenschaftliche Verein. — Es soll die Wissenschaft nicht bloß vor den Gelehrten, vor den Studirenden, sie soll auch vor der Nation bei

schicklichen Gelegenheiten, welche ihren periodischen Ablauf haben, vertreten werden, um sich so durch populäre Vorträge auch mit dem Leben, mit der Nation in einen steten Contakt zu setzen. Darin liegt aber schon die Forderung, daß auch dergleichen Sitzungen öffentlich gehalten werden. Es haben aber nicht bloß einzelne gelehrte Gesellschaften oder Akademieen, sondern auch Universitäten von Zeit zu Zeit diese Pflicht öffentlicher Verhandlung zu üben, woraus immer für sie selbst ein großer Gewinn erwachsen wird. Die sogenannten öffentlichen Vorlesungen reichen bei weitem nicht aus, um die Universitäten auch mit der Nation zu vermitteln, um so weniger, als hier nur Einer ununterbrochen thätig ist, der Docent. Oeffentliche Disputationen, freilich in einer ganz anderen Weise als bisher, sind schon eine größere Annäherung an eine mehrseitige Vertretung, um auch die der Wissenschaft so unentbehrliche Opposition, den Kampf der Gegensätze, zur Anschauung zu bringen. — Es ist übrigens rühmlichst anzuerkennen, daß in unseren Tagen bereits viel für die öffentliche Vertretung der Wissenschaft gethan ist. — Den reichsten Charakter erhält die Geselligkeit des Staates

f) in dem Patriotismus und in dem Volksfest. — Der Patriotismus hat, wie wir wissen,

seit längerer Zeit das Schicksal gehabt, vielfach verkannt zu werden. Man hat ihn überfliegen wollen, oder man hat ihn doch wenigstens viel zu eng gefaßt. Der Patriotismus aber ist und bleibt eine Tugend. Der Patriotismus ist die erwachsene, die mündig gewordene Familienpietät. Wie man räumlicher Weise nicht daseyn kann, ohne irgendwo zu seyn; wie man nicht Religion haben kann, ohne sie in irgend einem Credo zu offenbaren; wie man unmöglich die Menschheit lieben kann, ohne es an dem einzelnen Menschen zu bethätigen; so ist alles Vorgeben des Weltbürgersinnes ein leerer, selbstsüchtiger Schwindel ohne das tiefe Wurzeln in einem Vaterlande. Der Patriotismus ist der Boden, ist der Herd des Kosmopolitismus. — Aber es ist freilich auch andrerseits der Patriotismus in den Frevel, oder mindestens in die Bornirtheit des Völkerhasses ausgeschlagen. Der Patriot soll kein Spießbürger seyn, sondern er soll eben Bürger seyn, um Weltbürger werden zu können. Man wird daher heute denjenigen, die wirklich in der Ordnung der Dinge in Betracht kommen, auf keinen Fall mehr einen Patriotismus beibringen oder abgewinnen können, der sich einreden ließe, er sey dazu geboren, um lediglich regiert zu werden und auch

wohl am Ende noch in slavischer und sklavischer Unterthänigkeit und Dumpfheit die Hand desjenigen zu küssen, welcher ihn knechtet. — Der Patriotismus, soll er anders diesen Ehrennamen verdienen, ist nur noch unter Freien möglich, die in bewußter Weise, so aber auch um so inniger, um so treuer dem Staate anhangen, dem sie einverleibt sind, die aber ihr Bewußtseyn auch ungehindert an den Tag der Oeffentlichkeit bringen wollen, durch das, was allein ausreichend den Gedanken offenbart, durch das freie Wort. Der Staat hat daher nicht bloß denjenigen als Patrioten zu nehmen, der ihm Artigkeiten sagt, und wären es auch wirklich des Mannes Ueberzeugungen; nicht bloß denjenigen, der ihm eine Lobrede seiner großen Verdienste und bereitwilligen Aufopferungen hält, und ihn gegen seine Feinde vertheidigt; sondern auch denjenigen, welcher weiter sieht als der status quo reicht, der als dieser weiter Sehende um des Staates Zukunft besorgt ist, und in edler Freimüthigkeit so sehr jeder Wahrheit huldigt, daß er ihm, dem Staate, die Wahrheit sagt, oft nicht die angenehmste, und Opposition ausübt, nicht aus Opposition sondern aus Begeisterung für das Rechte, für das Vernünftige, für den Fortschritt, für den Ruhm, für das Heil der Nation. — Die höhere Geselligkeit

des Patriotismus entsteht — und der Staat hat für sie Sorge zu tragen — wenn das Wort, auch das geschriebene und gedruckte Wort, frei ist. Die höhere Geselligkeit des Partriotismus ist die freie Publicistik der mündlichen Rede und vor allem der Presse. —

Aber auch den populärsten Charakter, wie den allgemeinsten Aufschwung erreicht die Geselligkeit des Staates im Volksfest. Wir Neueren sind in dieser Aeußerung des geselligen Lebens bekanntlich sehr zurückgeblieben. Wir sind viel zu künstlich organisirt, auf Kosten alles Künstlerischen, wir sind viel zu reflexionssüchtig, auf Kosten aller Natur, aller Harmlosigkeit, als daß wir es wagen sollten, das Volk der Lust, dem allgemeinen Aufjauchzen des innigsten Wohlseyns zu überlassen, und selbst Volk zu seyn. Der Tod einer solch' handelnden Volkspoesie, wie sie sich im Volksfeste offenbart, der Tod jenes göttlichen Komos, der den Volkshumor in schmetternden, hinreißenden Salven entladet, ist die Gendarmerie. Wo man selbst die Einfälle des Augenblicks noch controlirt, wo alle Zugänge ängstlich umsperrt werden; so daß man auch hier noch das Mißtrauen walten läßt, oder gar bei jeder Gelegenheit mit der Strafe droht;

da muß das Volk zuletzt witz- und freudelos und abgestumpft werden, und, wenn man ihm auch ausnahmsweise die Freude noch gestattet, oder, wenn man ihm gar die Freude gnädigst befiehlt; so erleben wir nur noch die Trivialität, die Schwelgerei, die Rohheit, aber kein — Volksfest. — Wie sorglos, wie einsichtsvoll waren dagegen die Alten und selbst das Mittelalter noch! Man wußte, daß nichts mehr die Dämonen der Tiefe bändigt, als Heiterkeit, als Humor, und doch ließ man diese zugleich ihrer selbst wegen sich austoben. Mit uns dagegen ist es durch Vernachlässigung und Zurückhaltung bereits dahin gekommen, daß wir fast keine Anlage, wenigstens kein rechtes Geschick mehr für das Volksfest haben, und daß beides sich nur dann wieder finden wird, wenn wir das Volk als die gemeinsame, heilige Substanz des Staates und aller Bildung wieder anerkennen; wenn wir nicht mit Altklugheit und Afterweisheit in dieses ursprünglichste Daseyn, experimentirend hineinpfuschen. Auch jede künstliche Nachhülfe ist hier freilich zu fliehen. Der Staat soll das Volksfest mit höchster Freisinnigkeit gestatten, aber er soll dabei das Volk selbst produciren lassen. Nur ja kein solches Fest ansagen, wie man etwa Illuminationen ansagt! — Der gefährlichste aller Irrthümer — und noch dazu

eine Falschheit — in dieser Hinsicht aber ist der, wenn man das Volksfest als Mittel zum Zwecke benutzt; wenn man dieses Fest aus dem diplomatischen Grunde nur zuläßt, um das Volk von dessen eigenem und dem Weltinteresse abzulenken; wenn man ihm zwar die leere Wiese in den baumreichen Volksgarten umschafft — auf dem freilich auch Gänseblumen fortkommen — um das Volk in seinem innersten Lebensnerv abzutödten, und von allem Weitertrachten über die Lust, über den Genuß des Tages hinaus zu entfernen. — Also nicht so soll das Volksfest als eine langsame Richtstätte des Volkes betrachtet werden, sondern ebenfalls aus dem Gesichtspunkte des Schönheitssinnes und der Schönheit selbst, aus der damit zusammenhängenden, allgemeinen Erheiterung und geistigen Belebung. —

Das nächste Stadium des höheren geselligen Lebens ist die Geselligkeit in der Kirche. — Ich kann — wie sehr ich an Jedem die Ueberzeugung, die Freiheit des Gedankens und seiner Aeußerung ehre, wenn sie aus sittlichem Grunde kommen — ich kann dennoch in keiner Weise denen beistimmen, welche mit der Religion (wenigstens für den Gebildeten) auch das kirchliche Leben antiquiren. Es beruht solcher Versuch auf einem mehrfachen Verkennen des Wesens der

Religion, bereits in der Vorstellung, und zwar der absoluten Religion; aber er beruht auch eben so sehr auf einer in vielen Beziehungen noch nicht zum Gesammtresultat gelangten Spekulation. Alles auf die Natur zurückführen, und an die Stelle des Religiösen, des Kirchlichen nun den bloßen Naturalismus, höchstens das Autonomische setzen, ist mindestens eine philosophische Willkür, die noch gar nicht auf das eingegangen ist, was gedacht werden muß. Es ist jener Naturalismus — wie ich ihn bereits an einem anderen Orte so bezeichnet habe — der prometheische Standpunkt, also ein im Verlaufe des Denkens sehr ehrenwerther, der sich aber in unserm Fall die Worte des herrlichen Dichters in einer zu unbedingten Weise angeeignet hat: „mußt mir meine Erde doch lassen stehn." Und dieser Standpunkt ist dort eben der Irrthum. Denn es soll nach der Aufgabe der Philosophie ja keineswegs bloß die Erde gedacht und ausgedacht werden ihrem ganzen Inhalte nach; es soll vielmehr das Universum, ja es muß das Universum gedacht werden, und kann doch von keinem Menschen ausgedacht werden seinem ganzen Inhalte nach, denn sonst fiele auch in unserem Denken das Wissen vom Absoluten, was wir haben, zusammen mit dem absoluten Wissen,

was wir eben nicht haben; und es wäre in der Identität dieses doppelten Absoluten auch alles Denken des Einzelnen wie das Denken des All mit dem Schaffen identisch. — Und doch kann Niemand nachweisen, daß *er* das Einzelne oder gar das Universum so *dächte*, daß sein Denken zugleich ein Schaffen wäre, in welchem die Form der Idee allemal adäquat; so daß dann nach dem Allen *er*, der Denkende, als *endlicher* Geist, als *menschliche* Subjektivität der *absolute* Geist *selber* wäre, und zwar wohl zu bemerken in der unendlichen Identität jenes doppelten Absoluten. Dieser absolute Geist *muß* aber gedacht werden, und zwar als die Intelligenz, welche identisch ist mit dem Universum in Aufhebung aller Momente desselben und doch in festgehaltener Differenz *von* dem Universum, weil als *Bewußtseyn* um sich als den absoluten Geist. Daher ist auch die Erde nur Moment, und hat, wie astronomisch, so auch ideell eine *nicht nicht* zu denkende Beziehung auf das Universum, wie viel mehr nicht auf *den*, in welchem sie selbst, wie jenes, *ewiger* Weise aufgehoben ist. Dieselbe Beziehung aber gilt vom Menschen als der Intelligenz des *Planeten*. Der Mensch *darf* nicht bloß nicht gefaßt werden als Produkt des Planeten (der irdischen *Natur*), er *muß* vielmehr bezogen

werden auf den, in welchem das Universum bewußterweise präsent ist als ewiger Schöpfungsakt, der in gar keine Zeit fällt. Hier ist die Geburtsstätte aller Religion, und wiefern sich die Religion auch einen ihrer Absolutheit entsprechenden Organismus geben muß, der Kirche. — Der Staat ist seinem Beruf nach immer etwas Partikuläres. Der Staat geht seiner Idee entsprechend nicht über den Volksgeist hinaus. Die Kirche — nicht als hierarchisch-katholische, nicht als griechische, nicht als protestantisch-evangelische, oder welchen Namen man ihr nach irgend einer Confession geben mag, sondern als ideelle — die Kirche ist etwas Totales. Sie geht ihrer Idee entsprechend über alle die einzelnen Volksgeister hinaus. Die Kirche ist die Menschheit, nicht aber, wie diese als ein Produkt der Natur, des Planeten vorläufig gefaßt werden kann, sondern wie die Menschheit, als ein Produkt Gottes, auch aus dem Gesichtspunkte Gottes gefaßt werden muß. Mag dieß immerhin die Kirche nicht bloß der Vergangenheit und der Gegenwart, sondern auch die der Zukunft seyn; so ist es doch allein die wahrhafte Kirche. In dieser hier angedeuteten Fassung der Kirche sind alle die einzelnen Confessionen, Gemeinden, Culte mit enthalten, welchen Charakter, welche

Gestalt sie auch haben mögen; so daß sie freilich von dieser Höhe gesehen alle nur verklingende Töne in dem unendlichen Welt-Chore sind. So aber erst ist die Menschheit verklärt, die Erde mit ihr; so erst ist jede Kluft getilgt zwischen dem Jetzt und dem Einst, dem Diesseits und dem Jenseits, die Gottheit erreicht; und, da diese Absolutheit der Grund-Charakter des Christenthums ist — was früher schon hervorgehoben worden — so ist das Christenthum allerdings dazu berufen, die Weltmission auszuüben; so zwar, daß es mit höchster Freisinnigkeit jeder eigenthümlichen Gestalt des religiösen Gesammtlebens eine lebendige Stellung in sich selber geben wird, wenn nur erkannt und anerkannt wird, daß die Grundidee des Religiösen die ewige Personbildung des Gottmenschlichen ist, wie es sich in Christus offenbart hat. —

Was nun die höhere Geselligkeit der Kirche betrifft, so entwickelt sie sich in folgenden Momenten:

a) das religiöse Walten der Mutter,
b) die religiösen Sympathieen,
c) die religiösen Confessionen,
d) das Abendmahl (Opfer, Versöhnung),
e) die religiöse Begeisterung,
f) die Weltreligion.

a) das religiöse Walten der Mutter. — Wir haben früher schon in der Familiengeselligkeit gesehen, wie sich die Familie unmittelbar auf die Religion bezog. Hier bezieht sich die Religion auf die Familie zurück. Wir wissen schon, daß so alle Stadien des geselligen Lebens in jedem einzelnen Stadium und Moment wieder hervortreten. — Daß aber von Müttern in der Regel zuerst die Religion in den Kindern geweckt und genährt wird, ist eine eben so tiefsinnige wie bekannte Thatsache. Hier webt sich auf die unscheinbarste Weise das Band, welches später unzertrennlich mit dem Umfassendsten, dem Höchsten verknüpft. Durch die mütterliche Ueberlieferung pflanzt sich etwas Unaustilgbares ein und dann fort. Anfangs äußert es sich als bloßes Empfangen, später wird es selbstständiger, und es entstehen

b) die religiösen Sympathieen unter einzelnen Individuen. Es kommt hier freilich viel auf die specielle Beschaffenheit an. Menschen von vorherrschendem Phlegma, von verständiger Nüchternheit, die, durch Natur schon bedingt, durch Erziehung noch vermehrt worden, dürften nichts Aehnliches in ihrer Erfahrung aufzuweisen haben. Aber wenn auch Religion allerdings auf keinem Talente beruht, so wird es doch

stets hervorragende Individualitäten geben, in denen früh schon das Religiöse so mächtig sich äußert — wir erinnern nur an Steffens — daß sie von ähnlichen Naturen angezogen werden, und sich nun ein wunderbares Einverständniß bildet, ein seliges Zwieleben und Zwiegespräch, von dem es recht eigentlich zu sagen, wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Diese religiöse Gegenseitigkeit, in der oft die großartigsten, die einflußreichsten Weltansichten einer späteren Zeit sich vorbilden, offenbart sich dann mit der zunehmenden Reife und dem vollendeten Religionsunterricht im Gemeindeleben

c) als religiöse Confession. — Das Credo des Bekenntnisses ist immer von höchster Wichtigkeit, zumal wenn es von tieferen Naturen oder doch wenigstens von solchen ausgesprochen wird, die nicht bloß empfinden, sondern auch denken, was sie empfinden; die mit einem Worte wissen, was sie in ihrem Credo aussprechen. Der Glaube darf aber auch Niemanden abgesprochen werden, denn er ist die Uranlage der menschlichen Natur. Die Confession, welcher Weitergestaltung später auch immer noch Raum gegeben werden mag, ist dasselbe für das kirchliche Leben, was der Patriotismus für das politische ist. Wie kein

Kosmopolitismus ohne Patriotismus, so keine Religion ohne Confession, ohne Credo; und wer sich desselben ein für alle Mal entwachsen dünkte, der würde wenigstens durch ein *solches* Bekenntniß unwiderruflich kund geben, daß er an den reichhaltigsten Offenbarungen und Eigenthümlichkeiten des menschlichen Wesens stumpfsinnig vorübergegangen. Aber all dieser religiöse Verkehr in kleinerer Sphäre sucht einen großen Zusammenhalt. Was früher unter Zweien, unter Dreien zur Sprache kam, das will in eine allgemeinere Gegenseitigkeit aufgehen. Das Individuum will *gesättigt* werden von dem Göttlichen. Es will gerade durch diese Sättigung selbst weggezehrt werden in seiner Endlichkeit, um in unendlicher Weise sich wiederzugewinnen. Diesen Mittelpunkt der Vertiefung und Erhebung, der Sättigung und Wegzehrung bildet

d) *das Abendmahl (Opfer, Versöhnung)*. — Da wir bei allem Religiösen immer von der *Idee der absoluten Religion* ausgehen, um auch wieder auf sie zurückzukommen, um so einem *jeden* religiösen Bekenntniß seine Freiheit, seine Anerkennung zu sichern; so müssen wir außer dem Abendmahl auch auf *das Opfer* hier hindeuten, da die Opferidee — ob das Opfer als erfülltes oder als zu

erfüllendes betrachtet wird — im innersten Grunde aller Religionen etwas Unaustilgbares ist, eben so wie das, worin das Opfer seinen Zweck erreicht hat, die Versöhnung. — Das Abendmahl nun selbst ist, recht gefaßt, der Mittelpunkt des ganzen christlichen Cultus, und überhaupt der vollendetste Akt, dessen sich je eine Religion zu rühmen gehabt hat. Das Abendmahl ist ein vollkommen plastischer Ausdruck für das Wesen aller Religion; es ist eine Handlung, die alles das meisterhaft wiedergiebt, was die Absicht der Religion, was die ursprüngliche, wie jetzige Natur des Menschen, ja was der Sinn des Gottmenschlichen ist. Das Abendmahl ist die Kirche in der Kirche. — Die Materie ist hier gesetzt und schon nicht mehr gesetzt. Eben so das Wissen des Menschen um sie. Die Materie ist hier nicht Schlacke, nichts Todtes, nichts Unorganisches, sie ist Form, sie ist belebte Form, denn sie ist Leib. Die Materie ist das Wie des Geistes. Sie ist, als Leib, des Geistes Gegenwart. Alle anthropologischen Hypothesen, alle historischen Ueberlieferungen, alle religiösen Culte spielen hier in den Brennpunkt der Wahrheit zusammen. — Wir haben früher schon, in der zweiten Vorlesung, diesen Akt des christlichen Cultus als

höchsten der kirchlichen Geselligkeit bezeichnet. Und so ist es. Man wird freilich, um uns hier recht zu verstehen, bedenken müssen, was das Abendmahl einst war, und was es in der Zukunft der Kirche, bei ihrer humansten, freisinnigsten Fassung und Verfassung, welche sie erreichen muß, einst seyn wird. Die jetzige Art der Ausführung des Abendmahls ist viel zu gedrückt, viel zu beeilt, viel zu öd' und ungesellig, gerade auf Kosten der einsamsten Vertiefung. Denn — die tiefste Einsamkeit ist gesellig. Man versetze sich dagegen nur in die ursprüngliche Ueberlieferung. Man versenke sich in die vortrefflichen Darstellungen der alten Maler, in diese muntere Gruppirung, Belebtheit, Gedanken- und Ausdrucks-Fülle, in diese Unendlichkeit der heiligen Handlung, und man wird wissen, warum wir von einer Zukunft auch des Abendmahls sprechen, und wie wir gerade aus Verehrung des Gegenstandes, aus Erfüllung von dem, um was es sich hier handelt, keinen Anstoß nehmen, in jener Handlung die Innewerdung des Höchsten und doch auch den reinsten, höchsten Akt kirchlicher Geselligkeit zu finden. Von hier aus entzündet sich Leben über Leben. Die Kirche wird aus jenem

ihrem Herzpunkte produktiv, und es offenbart sich dieses

e) als religiöse Begeisterung. — Der stehende, bleibende Unterschied zwischen Gebenden und Empfangenden, zwischen Klerikern und Laien darf nach dem Wesen der absoluten Religion unter keiner Bedingung zugelassen werden. „Ihr seyd das königliche Priesterthum, das heilige Volk," sagt der Apostel. Hier geben einst Alle, weil Alle empfangen. Sonst bliebe das Gesetz der Liebe, sonst bliebe das Gesetz der Begeisterung unerfüllt. Der Geist muß auch hier, und hier erst recht, Gedanken zu offenbaren berechtigt seyn. Was ist das für eine Liebe, und was ist das für eine Begeisterung, die da beide stumm bleiben; die, höchstens von Tönen beflügelt, sich dennoch fast scheu nur hervorwagen? — Nein, eine Wolke von Zeugen und aber eine Wolke muß hier im Blitze der Wahrheit leuchten, und im Donner des Wortes laut werden, denn die Wahrheit erst verklärt und das Wort erst verständigt und erlöst! — Der Mann, der einzige fast bis dahin, der auch für diese Seite des Religiösen, der Zukunft den genialsten Sinn, die feinsinnigste Kunst besaß und ausübte, war Schleiermacher! Gerade der

verständigste, der schneidendste Dialektiker, gerade der zweifelgewandteste, der kühnste Akademiker — zugleich der von der produktivsten, beredtesten Frömmigkeit erregte Religionskünstler! Ewiges Andenken seinem Namen! — Auf diesem Wege erst findet das religiöse Leben in der Kirche seine Vollendung

f) als Weltreligion, der dann die Kirche in unserm Sinne als Organismus entspricht. Wie Dante und Shakspeare von ihrer Welthöhe aus die Zeiten und die Räume der Geschichte und Natur nur noch wie Gebreite einer Landschaft tief unter sich liegen sehen, und alle mit demselben Weltblick zugleich umfassen; und wie sie aus solcher Perspektive mit höchster Unbefangenheit, ja Andacht, Mythisches und Historisches, Heidnisches und Christliches zusammenbinden, zu Einem, unermeßlich großen Gedicht ineinanderschlingen, zu Einem Strahlenbündel der Verklärung des All's; also die Kirche auf dem Standpunkt der Weltreligion. Alle Confessionen ergänzen sich nur; alle Culte klingen in Eine und dieselbe Theodicee zusammen; und die Gemeinden haben um Einen Thurm, an dem unermeßliche Zeiten gebaut, und den sie als den antibabylonischen auch ausgebaut, endlich die erhabene, die vollendete Sprachent-

wirrung gefunden, welche sich eben in der Vollendung der kirchlichen Geselligkeit darstellt. —

Weiter aber hat unsere Betrachtung einzugehen auf dasjenige Stadium, welches die höhere Geselligkeit in der Literatur entwickelt.

Es ist eine der größten Errungenschaften der neueren Philosophie, dasjenige, was allerdings schon immer Lehre der absoluten Religion gewesen, was aber zunächst an den Glauben sich richten mußte, nun auch erkannt und zum Wissen gebracht zu haben, daß nämlich das Aufhören einer Gestalt des Daseyns erst ihre wahre, ihre ewige Existenz zur Geburt bringt; daß alles, was für den Geist eine wesentliche Bedeutung hat und haben soll, erst durch das Sterben zum Leben gelangt. Wer hier verliert, der gewinnt; wer hier aufhört, der existirt.

Gerade indem die Literatur in der Weise aufhört, in welcher sie Jahrhunderte hindurch unter den Völkern ihre Bildungen vollzogen, gelangt sie zu ihrer wahren, ihrer bleibenden Existenz, und zwar so sehr, daß alles dasjenige, was in ihrer früheren Geschichte oft nur Eigensinn der Gelehrten, nur Laune des Zufalls, nur Eigenthümlichkeit ihrer Genien gewesen, gegenwärtig zur Nothwendigkeit sich verklärt für die Metamorphose der Ideen,

als gesetzgebende Macht erscheint, welche die nachfolgenden Geschlechter um so unabhängiger stellen wird. Die bloße, bis dahin in die Abstraktheit dürftiger Perioden zerschlagene und herausgegrübelte Literaturgeschichte, oder gar diese mühselige, in öden Nachtwachen zusammengestoppelte, literarische Polyhistorie wird jetzt eine Wissenschaft von der Literatur, ja, nach der produktiven Seite hin, eine literarische Kunst. Aber auch aller literarische Dilettantismus hört von jetzt ab auf, all' dies schönseelige, von der Nation abgekehrte, dies schwelgerische sich gütlich Thun an ästhetischen Leckerbissen beim ästhetischen Faultisch; es hören auf all' diese so bornirten Ansprüche auf das exklusive Geistreichseyn, auf den Besitz einer literarischen Unfehlbarkeit, auf unumschränkte Herrschaft und Vollmacht des Urtheils in Sachen des Geschmackes, des Rechtes, der Wahrheit. Die Literatur begnügt sich nicht mehr mit dem geschriebenen oder dem gedruckten Worte, nicht mehr mit dem mündlichen abgeschlossener Cirkel, kleinlicher Parteien und Cliquen; die Literatur tritt in das Leben der Nation, um mit dem lebendigen Wort auch alle Interessen der Nation zu vertreten, und von hier aus auch das geschriebene, und gedruckte Wort zu befreien von jeglicher Anmaßung und Willkür. — Es ist merkwürdig, daß die bei den Völ-

fern der Schreibekunst vorausgehende, mündliche Tradition des Kindesalters jetzt als höhere Tradition der Mannesjahre wiedererscheint, (auch hier also jene Wiederkehr des Geistes und der Geister in erhöhter Potenz, von der ich in der dritten Vorlesung gesprochen habe,) um den Männern der Zeit das geschriebene Wort druckfrei zu machen. Ja diese zweite Tradition des mündlichen Wortes wird die Presse befreien, wie die erste Tradition als unzureichend einst dem geschriebenen Worte weichen mußte. Die zweite Tradition aber ist die öffentliche Meinung, ist das Volksbewußtseyn, eine Macht, der nichts auf die Länge widersteht.

Die Literatur wird Leben und Handeln der Nation, dieß — die höhere Geselligkeit der Literatur. Sie greift in ihre Vergangenheit zurück, um diese lebendig zu vertreten. Sie greift in ihre Zukunft hinaus, um in ein höheres Stadium überzugehen. Doch — überblicken wir zunächst die Momente der literarischen Geselligkeit.

Es sind folgende:

a) die literarische Freundschaft,

b) die literarische Produktion und Assimilation,

c) das Museum für Lektüre,

d) der literarische Cultus,

e) die Nationalliteratur,

f) die Weltliteratur.

a) die literarische Freundschaft. — Sie hat ihre schönsten Blüthen bereits im achtzehnten Jahrhundert gezeitigt. Aber sie hat deßhalb nicht die Aussicht, nicht die Zuversicht eingebüßt, einen neuen Flor der Art zu gewinnen, und auch die großen, praktischen Interessen der Gegenwart zu schmücken mit den Kränzen ihrer unvergänglichen Jugend. — Wir haben schon darauf hingedeutet, wie der Mensch in keine äußere Institution aufgehen solle, und wäre es die heiligste. Er soll die treueste Pflichterfüllung ihr beweisen, er soll unermüdlich im Wirken, in der Aufopferung für dieselbe seyn; aber er soll auch seine Ursprünglichkeit sich bewahren, die ihn erst zu demjenigen Individuum macht, welches er ist, die auch jenen Institutionen eine Befruchtung gewährt, durch welche sie lebendig bleiben und fortwachsen. Wer ganz in eine ihm äußerliche Sphäre aufgeht, vergeudet seine Würde als Mensch, er wird ein Knecht, er wird ein Sklave. — Die literarische Freundschaft des vorigen Jahrhunderts war der keusche Mutterschoß, war die heilige Familienstätte, aus der eine unübersehliche Nachkommenschaft der Geister hervorgegangen ist. Schande dem, der die Pietät der damaligen Zeit mit

dem Verachten aller Pietät, aus Grundsatz, begrüßen sollte! — Dieser Idealismus der Begeisterung; dieses Frohlocken der Seelen, die damals der Herrlichkeit der Welt mit einander sich zu freuen noch kindlich und aufrichtig genug waren; dieses Aufjauchzen wahlverwandter Naturen zur Verherrlichung des Genius, der ein Werk hingestellt hatte, welches man mit Harmlosigkeit, und nicht mit kleinlicher Mäkelei, mit giftiger Parteiwuth, wie heute, betrachtete, ja, von dem man bereits eine neue Aera zu zählen begann! Aber auch diese unbefangenen, diese rührenden Gelübde, mit denen man Aehnliches zu leisten sich versprach, und nie an sich zweifelte, daß man es auch vermöge; wo sind diese glücklichen und im Glücke doch so humanen Zeiten geblieben?! — — Und doch — auf daß wir nicht einen Augenblick mit den niedrigen Schwätzern der Gegenwart die Edeln, die Hochherzigen, die Männer des Jahrhunderts verkennen — es ist das alles den Deutschen nicht verlustig gegangen! Es offenbart sich nur meistens auf andern Gebieten. Es läßt sich nachweisen, daß noch jetzt unter uns da das Größte, wenn auch nicht immer geschaffen, doch wenigstens für die Zukunft vorbereitet wird, wo um irgend eine Idee sich Befreundete, gleich Begeisterte zusammenscharen; wo ein fester Glaube an eine große Zukunft sie verbindet;

wo Alle das Wort suchen, bis Einer, der Auserkorene, der Berufene, es findet, und nun die That wieder eine glänzende Epoche begonnen hat in der Geschichte des Geistes. Ein solches Feuer zündet dann weiter. Und, hat es nicht bereits gezündet? — Die Schaffenden und die Genießenden sind dann plötzlich andere geworden. Sie haben eine ganz neue Weihe, die Weihe der Idee empfangen. Es entsteht für das höhere gesellige Leben

b) die literarische Produktion und Assimilation. — Die höchsten, unwiderstehlichsten Impulse zum Schaffen sind: die Unendlichkeit des eigenen Schöpfungsdranges und das Bewußtseyn um ein empfängliches, seelenvolles Publikum. Liebe erweckt Liebe und steigert Liebe. Man schafft, um Freude zu bereiten, und freut sich, weil man so lieb hat. Da ist nichts von ephemeren Rücksichten, von Nebenzwecken, von selbstischen Berechnungen. Da wirbt man nicht um Parteimänner, um einen erlogenen Beifall zu ernten. Da läßt man sich nicht dingen, weil man gar nicht in einer solchen Niederung steht um solchen Zumuthungen auch nur ausgesetzt zu seyn. Man will vielmehr auf beiden Seiten die Sache, man will den Werth der Sache. Man will das Kunst-

werk. Man will die That, die das Leben fördert, aber man will sie nur so, daß sie die Idee mitbringt, daß sie, zum Kern die Wahrheit, auch im Schmucke, im Schmelze der Schönheit erscheint. Glückliche Seelen, die so, gebend und nehmend, einander sich gesellen! Die Vortrefflichkeit der Werke eifert mit der Gediegenheit des Geschmacks, die Höhe der Begeisterung mit der Gerechtigkeit des Urtheils; und wie das alles der Nation sich mittheilt, als Ideenumlauf im ganzen Körper der Oeffentlichkeit cirkulirt; so wird der Staat selbst, statt hier zu hemmen, den Umschwung auf jede Weise noch erleichtern; statt zu unterdrücken, zu verbieten, große, alle Zweige des literarischen Schaffens umfassende Institute gründen, Jedermann zugänglich; es entsteht

c) das Museum für Lektüre. — Es ist die in das ganze Gebiet aller gegenwärtigen Interessen fortgesetzte Bibliothek. Das Museum der Lektüre soll daher die Gegenwart, von dem einigermaßen gewichtvollen Tagesblatt bis zum bändereichsten, wissenschaftlichen und künstlerischen Werke, vertreten, wie die Bibliothek das alles mehr für die Vergangenheit leistet. Es soll aber auch den Hauptzweck, Moment der literarischen Geselligkeit zu seyn, so sehr erfüllen, daß es alles an die Hand giebt, alles in zuvorkommender, höchster

Liberalität gewährt, was, außer belehrender und unterhaltender Lektüre, den augenblicklichen, mündlichen Austausch über das Gelesene, über schwebende Fragen der Literatur ungehindert vor sich gehen läßt. Es wird daher auch hier für weite Räume zu sorgen seyn, damit die Sprechenden die Lesenden nicht beeinträchtigen. Das Museum für Lektüre soll der stets offene Sammelplatz aller derjenigen seyn, die das Bedürfniß haben, ihr literarisches Interesse über das Studirzimmer, über den Hörsaal, über den mehr zufälligen Kreis ihrer Bekanntschaft, über das gewöhnliche Gesellschaftszimmer hinaus zu erstrecken; derjenigen, die gern das, was ihnen auf der Seele liegt, gleich in frischen Diskurs umsetzen wollen. In der Debatte bewährt sich oft plötzlich das, was man bei sich selbst vielleicht lange angezweifelt hat. Das Gespräch ist das organische, produktive Ergänzungsstück zur einsamen Studirstube. Der Dialog soll den Monolog nach allen Seiten hin berichtigen. Diese Vereinigung der tüchtigen, häuslichen Arbeit mit dem literarischen Umgang, der stillen Vertiefung mit der lauten Ausbreitung höherer Geselligkeit baut, indem der Staat diese begünstigt,

d) den literarischen Cultus auf, der, in seiner großartigen Idee recht gewürdigt, vollständig be-

griffen, offenbart, daß es im Grunde nichts Profanes in der Welt des Geistes giebt, wie nichts dem eine ausschließliche Sanktion zukäme; daß das sogenannte Kirchliche nur das Menschliche in göttlicher Fassung ist, und daß demnach auch die Literatur in den vollen Umkreis dieser Fassung tritt. Denn die Literatur, und in ihr die literarische Geselligkeit, hat unter andern auch die große Aufgabe zu lösen, daß sie zeigen soll, wie die beiden, so oft in ideenloser Trennung auseinander gehaltenen Welten des Heidenthums und des Christenthums auf dem wahrhaften Standpunkt des Geistes in Eine Welt zusammenfallen, und daß, wie die Literatur vorzugsweise im Besitze des Wortes ist, um in dieser allmächtigsten Form den Geist zu offenbaren, sie auch in allen Manifestationen des Geistes dasselbe Göttliche erkennt und darlegt.*) Das Wichtige, das Wohlthätige des literarischen Cultus ist eben dieses großartige Hinaussein über alle Engheit, über alle Schranke des Individuellen, des Partikulären; dieses Weltbewußtseyn, welches er darstellt, diese über alle Unterschiede der Stellung, der Mittel, der persönlichen Zufälligkeit, der Ansichten fortgerückte, durch Bildung allein bedingte Gemeinschaft. Der litera-

*) Man vergleiche: Königsberger Literaturblatt, 1843 Nr. 23, den Aufsatz: die Denuncianten der deutschen Literatur.

rische Cultus ist die Gemeinde der Gebildeten. Als solche wirkt er daher auch nachhaltig gegen das Einseitige, Vorurtheil Nährende, immer noch Todte des bloßen Lesekabinets, der exklusiven Lesegesellschaft oder des bloßen Lesekonventikels. Der literarische Cultus ist der Literatenverein im größten Styl, aber er geht auch sogleich, durch alle Gebildeten erweitert, in den Kreis der Nation über, und indem er — da er als Geist, als literarische Gemeinde existirt — keiner Censur, keinem Verbot mehr unterliegt, wie er ja Freiheit und Oeffentlichkeit eminenter Weise repräsentirt; so ist es ihm als Gemeinde um so mehr darum zu thun, zunächst den Geist des Volkes, aus dem er entspringt, literarisch zu vertreten (darin, als bloßer Cultus, von der Kirche unterschieden, welche bereits die Menschheit vertritt,) um die vaterländische Literatur immer weiter zu verbreiten, sie aber zunächst vor Allem unter den Bürgern der Nation populär zu machen. Der Cultus der Literatur trifft mit dem Geiste der Producirenden, mit dem Geist der Nation zusammen. Man besitzt jetzt an der Literatur ein gemeinsames Gut. Es entsteht

e) die Nationalliteratur. — Was ist nicht schon alles so genannt worden? Was hat sich in Büchern, und oft in vortrefflichen Büchern, nicht alles schon

für eine Darstellung der Nationalliteratur ausgegeben? Und dennoch wird sie nicht eher als Schriftwerk und zumal als Leben vorhanden seyn, bis wir unsere politische Ebenbürtigkeit mit andern Völkern durch organische, freie Institutionen nachgewiesen haben. Eine Nation, die von sich nur noch in wissenschaftlichen, künstlerischen Hervorbringungen etwas weiß, in genialen Schöpfungen des Gedankens, in der Kunst, alles geistreich, scharfsinnig, wie man sagt, um gleich gedruckt zu werden, behandeln zu können; eine Nation, die so vieles noch nicht drucken darf, was doch, so wie es gedruckt würde, offenbar einen gewaltigen Ruck zum Bessern hervorbringen müßte; eine solche Nation besitzt doch immer das Nationalgefühl der Literatur nur erst in Wenigen, in den tief und vielseitig Gebildeten. Und das ist ein Unglück! Was hilft uns unsre Classik, was hilft uns unser Ideenreichthum, wenn das alles nicht durch die Kunst der Popularität in das Bewußtseyn der Nation hinübergeleitet wird; wenn ein solcher Bruch der Einsicht die Macht der Intelligenz um ihre siegreichsten Wirkungen bringt? Die Kunst der Popularität, deren Pflege die Hauptaufgabe der literarischen Gegenwart ist, kann aber erst dann gedeihen und Meisterwerke liefern, wenn die Presse sich frei bewegen darf. Die Publi-

cistik, im weitesten und besten Sinne des Wortes, die schriftliche und mündliche, wird den Reichthum unserer Literatur zum Nationalbesitz erheben. Wir sind dem weit vorausgeeilt. Wir kennen bereits alle Völker, alle Literaturen. Wir müssen aber auch jenes Versäumte nachholen. Auch sind wir bereits mitten in dieser Arbeit begriffen. Jene oben hervorgehobene Tradition der öffentlichen Meinung, welche nicht bloß aus Flüchtigen, aus Nachbetern, sondern oft aus gründlich Unterrichteten, aus gereiften Denkern besteht, leitet bereits das Licht des Gedankens nach allen Richtungen. Das Wort ertönt von allen Seiten, und wie es als Antwort zurückkommt, hört man, daß es von den Besseren verstanden worden sei. Ein gemeinsames Geistesinteresse ist bereits erwacht. Es ist in Deutschland vielleicht nie mehr, wenigstens nicht so allgemein gelesen, und über das Gelesene gesprochen worden, als gerade jetzt. Auch kann die ehrenwerthe Gesinnung, die dabei im Durchschnitt waltet, Niemanden entgehen, der selbst lauter und wahr ist. Man will den Fortschritt. Es ist eine Tugend, den Fortschritt zu wollen! Man will selbst die Ideen vertreten. Es ist eine Tugend, die Ideen vertreten zu wollen! — Wir werden im Besitze einer Nationalliteratur seyn, ehe wir es glau-

ben. Nicht die Einsamkeit, nicht das gelehrte Grübeln konnte so etwas bewerkstelligen. Der freie Austausch des Wortes aber wird es verwirklichen. Nun erst wird uns alles das zu statten kommen, was wir in der Kenntniß und Würdigung aller anderen Literaturen vorgearbeitet haben. Schon dringt man auch von Seiten anderer Nationen mit glücklichem Verständniß in uns ein. Die Volksgeister müssen sich auch literarisch ergänzen. Es ergiebt sich für den höheren Verkehr

f) die Weltliteratur. — Wie der Patriotismus in den Kosmopolitismus, wie die Confession in die absolute Religion, in die universelle Kirche übergeht; so geht die Nationalliteratur, auch im Leben der literarischen Geselligkeit, in die Weltliteratur über. Wie wir früher auf dem höchsten Gipfel des kirchlichen Lebens, als Weltreligion, einer Entwirrung der Sprachen gedachten; so tritt diese Entwirrung der Sprachen jetzt auch für die Literatur ein.*) Die Weltliteratur ist die große Repräsentativverfassung der Geister, in welcher die gebildeten Sprachen Europa's die nothwendigen, gleichmündigen, stimmabgebenden Stände sind. Alle diese Sprachen müssen daher auch gegenseitig beachtet, alle

*) Man vergleiche: Königsberger Literaturblatt, 1843, No. 21 u. 22 den Aufsatz: die Sprachreiniger der Gegenwart.

müssen verstanden, alle anerkannt und bis in's Speciellste gewürdigt werden, denn jede drückt einen wesentlichen Typus jenes Universums aus, welches der menschliche Geist beherrscht, welches die seinem Wesen angestammte Sphäre ist. Alle diese Sprachen durchdringen und bereichern sich. Wie man bis dahin die französische Sprache Weltsprache genannt hat, so werden es sehr bald die französische, die englische, die deutsche Sprache zugleich seyn. Die Literaturen hören auf, für sich zu gelten. Die Völker geizen nicht mehr nach dem Ruhme, einen eminenten Geist aus sich, dem einzelnen Volke, hervorgebracht zu haben. Er hört vielmehr Allen, denn er wurde empfangen auf dem Boden des Geistes, und strebte hinauf zu derselben Höhe, die über Allen sich aufschließt. Die Literaturen sind Eine Literatur.

Wir treten in das letzte Stadium des höheren, geselligen Lebens. Es ist die Geselligkeit der Völker mit Völkern. — Wir werden uns der Kürze befleißigen, denn wir befinden uns hier bei einer Prophetie. Die Zukunft zieht sich immer in ein Lineament, in einen unscheinbaren, oft undurchdringlichen Nebelfleck zusammen, und wenn wir ihm näher rücken, und nichts als feuchte Dünste, freudlose Unwirthlichkeit in ihm vermuthet haben, so überrascht er uns dennoch vielleicht mit

einer neuen, nie in dieser Vollständigkeit geahneten Welt. Denn der Geist des Universums ist überall produktiv, und wenn er sich auch überall als Vernunft offenbart, der Maßbestimmung, der unübersteiglichen Grenze der Schönheit sich unterwirft, weil sie sein Gesetz, weil sie der Rhythmus seiner Dichtungen ist; so ist doch seine Werkstatt selbst, aus der er die Sphären entläßt, im Schoße der Nacht; so ist doch die Weite des Planes, nach dem er verfährt, die Unendlichkeit. Wir können daher, wenn wir überhaupt denken, von der Zukunft unserer laufenden Geschichte nicht groß genug denken, ungeachtet auch sie sich meistens für uns in ein Meer von Nebeln hüllt.

Wir haben in dem nächstvorhergehenden Stadium gesehen — und haben es in der zweiten Vorlesung auch geschichtlich bewährt gefunden — wie das literarische Leben nicht mehr gnügt; wie der Salon in seiner exklusiven Abgeschlossenheit bereits durchbrochen ist; wie die Einzelnen, und wären es die Gebildetsten, die Vielvermögendsten, es nicht mehr ausmachen; wie die Völker sich suchen, auf einander eingehen, um ein Gesammtleben zu constituiren. Die ersten Ansätze zu einer künftigen Geselligkeit der Völker mit Völkern, obwohl hier die Idee einer solchen, noch ganz in die Bewußtlosigkeit des

Natursinns und der Schwärmerei versenkt ist, sind: die Völkerwanderung und die Kreuzzüge. Es gliedert sich die Geselligkeit der Völker mit Völkern in folgende Momente:

a) die Gastfreundschaft,
b) das Reiseleben,
c) der Großhandel,
d) die Völkerwanderung der Cultur, als Mission,
e) die Literaturen,
f) der Kosmopolitismus.

Das erste Moment in diesem höheren Völkerverkehre also ist:

a) die Gastfreundschaft. — Sie ist das Urelement, oder vielmehr die ursprünglichste Anerkennung der Zusammengehörigkeit aller Völker; sie ist das älteste Völkerrecht der menschlichen Natur, welches, als ein Akt der Religion, in rührender Gewissenhaftigkeit oft selbst von Menschen geübt wird, die nicht wissen, was sie thun, die fern ab wohnen, und in ihrem Erscheinen beinahe noch den Urtypus des Planeten an sich tragen, wie das Insekt die Farbe der Pflanze, auf der es wohnt; sie ist endlich, als jene schöne, jene so sorglich gewahrte, heilige Sitte bei den Alten, die früheste Ahnung einer Geselligkeit der Völker mit Völkern. Sie geht

dann wohl Jahrhunderte lang verloren. Ja, jene blasirte Bildung, die den Egoismus nährt, an dem auch unsere Zeit nicht arm ist, vernachlässigt sie, weil die abstrakte Verständigkeit dieses heilige Naturgefühl überwuchert hat. Aber gerade, daß sie dennoch im Durchschnitt in unsern Tagen kaum noch als Tugend, sondern als von selbst sich verstehende Pflicht, kaum noch als Pflicht, vielmehr als Bildung, als Nothwendigkeit der Humanität wiederkehrt, daß sie so kühne, weltweite Verbindungen eingeht; das eben spricht für ihre wichtige Stellung in der Geselligkeit, und ertheilt der Gegenwart einen so ausdrucksvollen Charakter. Die früher nur patriarchalische, familienhaft unzureichende Gastfreundschaft hat sich längst durch Bildung individualisirt, und tritt in unsern Tagen

b) als Reiseleben hervor. — Nicht bloß die mehr als je in unserer Zeit sich regende Reisesucht, vor allem die Leichtigkeit, die Schnelligkeit des Reisens giebt den Beweis, daß das Reisen jetzt eine viel inhaltsvollere Bedeutung hat, als je. Die Eisenbahnen und die Dampfschiffe sind die permanenten, sind die fliegenden Brücken, um den Raum und die Zeit annäherungsweise aufzuheben, um dem Planeten jene Idealität, jene vollendete Organisation zu ertheilen, durch welche er, und kein einzelnes Land mehr, die eigentliche Heimath

des Individuums ist. Durch das Nützliche, mit einer Färbung von Schönheitssinn, im Zweckmäßigen, im Comfortablen, im Sinnigen, bahnt sich die vollendete Schönheit, das Kunstwerk, als durchweg organisirtes Erdleben, den Weg. Dieser umfassendsten Cultur des Planeten, durch die Völker ihm aufgedrückt, geht

c) der Großhandel voraus. — Er hat, abgesehen von seiner rein merkantilischen Bedeutung, die uns hier nichts angeht, eine höchst beachtenswerthe Seite für die höhere Geselligkeit. Es ist diejenige Bildung, welche auf einer unverwüstlichen Solidität, auf einer höchst gediegenen, compakten Sittlichkeit beruht, die man sehr bezeichnend das Reelle nennt, und der doch überall der gewandteste, der anstelligste Verstand zur Seite geht, um die kühnsten Spekulationen des rechtlichsten, produktivsten Erwerbs durchzusetzen. Wir hätten hier somit in der geselligen Welt das Complement zu jener in der dritten Vorlesung hervorgehobenen Aristokratie des Grundbesitzes. Hier ist es die Aristokratie des Reichthums im edelsten Sinne des Wortes. Der Kaufmann, in unserer Bedeutung, ist immer eine höchst interessante, eine wahrhaft erhebende Erscheinung, eine durchaus plastische Gestalt, die, mit ihrem grandiosen Weltblick, mit ihrer berechnenden Bewältigung alles

Weltwesens, mit ihrer überall heimischen Akklimatisirung und Behaglichkeit, der höheren Geselligkeit ein ganz neues Ferment, den Reichthum aller Zonen zuführt. — So sind durch Wissenschaft und durch Kunst, politisch und kirchlich, literarisch und industriell die Kräfte geübt, gestählt, ausgeweitet. Es entsteht eine äußerst gefährliche Stockung der intellektuellen Gewalten. Es entsteht eine Uebervölkerung der Cultur, eine Ueberfülle, ein strotzender Luxus geistiger und leiblicher Bildung, dem furchtbarsten Pauperismus schroff gegenüber. Die Bildung ist Ueberbildung. Dieß ist das erhabene Verhängniß unserer Tage. Die Bildung ist Drang, ist Tollkühnheit der Intelligenz selbst, welche mit der Gefahr spielt, dem Tode trotzt, die Götter prometheisch verachtet, verhöhnt, ist zuletzt — Manie eines geistigen Geschlechtstriebes, welcher die Erde begeisten will. (Adam ist worden als unser einer.) Giebt man ihm nicht Raum, unendlichen Raum — alle Ableitung hilft hier nichts —; so sprengt er die Fessel, und er bricht nun doch in alle Weiten durch, und erfüllt damit freilich nur früher das auf die Länge doch Unabwendbare. Solcher Durchbruch aber ist

d) die Völkerwanderung der Cultur, als Mission im weitesten Umfang. — So wird die Ueber-Cultur Europa's die Cultur des

Planeten. Es wird die Ueberfluthung mit ideeller Strömung das überall fahrbare, wirthliche Meer einer allgemeinen, einer Welt-Cultur. — Man betrachte diesen Proceß nicht mit kleinlichem, mit kurzsichtigem Blicke. Man würde ihn so freilich auch gar nicht einmal wahrnehmen, sondern nur seine Verzerrung. Es liegt aber jener Proceß in dem Gesetz der Geschichte, in der Weisheit der Vorsehung. Er ist das vernünftige, das christliche Fatum der Ereignisse. Die Menschheit muß vorwärts. Der rohe und der gebildete Sybaritismus würden sonst freilich noch viel mehr Unheil in der Welt anstiften. Wir wollen dem Vorwärts gern unsere spießbürgerliche Weichlichkeit opfern. Alles rückt im Weltall einem Ziel entgegen. Der Planet wird in dieser Bewegung nicht zurückbleiben. Er jauchzt seiner Verklärung entgegen, die ihm die Menschheit durch ihr eigenes Schicksal bereiten wird. Das einzelne Volk sucht jetzt bewußterweise die Menschheit, das Gesammtleben, wie die Horde, das Volk früher triebartig das Leere, höchstens den neuen Weideplatz, die Plünderung, die Zerstörung suchte, um zuletzt doch nur ein starres, ödes Weltreich zu gründen. Es war in der Völkerwanderung der Barbarei der Instinkt der Zugvögel, die einen andern Aufenthalt suchen. Es wird in der Völ-

kerwanderung der Cultur das durch die Freiheit erfüllte Gesetz seyn, dem der Mensch folgen muß, weil er ihm folgen will, da sein höchster, gebildetster Wille nicht mehr sein Wille, sondern der Wille Gottes ist. Diese Mission der Bildung zur Gesammtbildung ist erlaubt, ist Pflicht, weil sie im Wesen des Menschen angelegt ist, weil sie nur mit der Waffe der Intelligenz ausgeführt wird, weil sie das Leiden und den Haß unter den Menschen mindert und das Wohlseyn und die Liebe mehrt. Es ist die Theodicee der Erde, das Niveau der Bildung, welches durch jene Mission gewonnen wird; es ist die absolute Durchdringlichkeit der gebildeten Sprachen, die sich

e) in den Literaturen darlegt, (deren wir schon in ihrer Gegenseitigkeit, auf dem vorhergehenden Stadium gedacht haben,) ein Fortschritt, der auch im Bewußtseyn der Völker erst sporadisch hervortreten muß, bis er sich auch in diesem Bewußtseyn zu seiner Universalität vollendet. Nun bilden die Völker einen großen Organismus, an dessen Entstehen sie nicht erst, wie bis dahin, zu arbeiten haben, es ist

f) der Kosmopolitismus. — Eisenbahnen und Dampfschifffahrt werden für das letzte Stadium des höheren geselligen Verkehrs, die Geselligkeit der Völker

mit Völkern, dieselbe Bedeutung bekommen, welche die Buchdruckerkunst für das vorletzte, für das Stadium der Geselligkeit in der Literatur, gehabt hat. — Indem das einzelne Volk mit andern Völkern in einen solchen Verkehr tritt, welcher die jederseitige Bildung zum Austausche bringt, so sehen wir dieses letzte Stadium sich mit darin als das reichste erweisen, daß in demselben auch jedes der früheren, indem es jetzt ein bloßes Moment wird, in seiner höchsten Ausbildung erscheint. Denn obwohl das einzelne Volk durch jenen Verkehr sich zum ächten Kosmopolitismus erweitert, da es die anderen Volkseigenthümlichkeiten in die seinige mit aufnimmt, so hat es doch immer zugleich zunächst die Beziehung auf seine eigene, ursprüngliche Eigenthümlichkeit, also das Nationalgefühl in jenem Weltbewußtseyn, den Patriotismus, der ja in dem Kosmopolitismus stets mitgesetzt ist. In dieser Beziehung auf sich selbst, woran das einzelne Volk bei aller Ausbreitung doch immer noch festhält, und worin es sich überall in seiner Heimath weiß, findet eben jene Einfriedigung und Sicherheit statt, welche in der Reihe seiner geselligen Zustände sein erstes Stadium, sein patriarchalisches Daseyn, seine Geselligkeit in der Familie ist. — Aber auch alle die einzelnen Völker vortheilen unendlich bei

jenem Weltverkehr, wenn sie ihn sich nur allseitig zu Nutz zu machen wissen, indem die bereits gewonnene Völkerbildung, die Anerkennung der einzelnen Völkerrechte, als Theile eines allgemeinen Rechtes, die Bande sind, welche ein gegenseitiges Vertrauen erhalten; so daß auch das, was im Leben der Völker noch Familienleben zu nennen (das Leben des einzelnen Volkes), eben so wie jene Familienexistenz, als Anfang der Geselligkeit, die Individuen der Einzelnen frei aus sich entläßt, wie die Völker-Individuen durch die Menschheit jetzt frei gelassen werden, damit sie sich vertraut machen mit allen Gebräuchen, Sitten, geistigen Besitzthümern und Bildungsanstalten Aller; so daß hier wieder in dem letzten Stadium der Geselligkeit auch das zweite hervortritt, die Geselligkeit der Individuen. — Je mehr sich indessen so auf selbstständige und doch über sich hinausgehende Weise das einzelne Volksbewußtseyn durch die andern Volksgeister vervollständigt, und alle durch Lokalität, durch Anlage, durch Institutionen fixirten Unterschiede in Fluß setzt, indem es von jenen andern empfängt und selbst sich darbringt; desto mehr gewinnt es auch für die Art seines äußeren Bestehens, für den Organismus seiner Verfassung, und zwar in der doppelten Richtung, einmal, daß das einzelne Volk selbst Indivi-

dualität ist, die sich in der Beziehung auf sich als Staat auch gesellig constituirt neben anderen Staaten und Völkerindividualitäten; so daß wir das dritte Stadium hier wieder erhalten, die Geselligkeit im Staate; und dann in der Beziehung, welche von allem Volksthümlichen absieht, und, das Ganze der Menschheit umfassend, dieses auf Gott zurückführt, in Gott besitzt, woraus diejenige Ineinsbildung des Göttlichen und Menschlichen entsteht, auch in geselliger Hinsicht, deren Organismus die Kirche ist; so daß wir das vierte Stadium gewinnen, die Geselligkeit in der Kirche. Es ist aber auch in dem höheren Verkehre der Völker mit Völkern, wie in jedem andern der Art, eben die Bildung, welche man gegen einander austauscht, die aber, wie wir schon früher gesehen, in der Sprache ihren vollkommensten Ausdruck findet, wie es sich in den einzelnen Literaturen der gebildeten Völker zu erkennen giebt. So kommen in jenem Verkehre der Völker die Literaturen zum Austausch, sey es durch Uebersetzung, sey es durch Aneignung der fremden Sprache selbst, um die Originale ihrer Schöpfungen unmittelbar in sich aufzunehmen, um in den literarischen Verkehr auch der mündlichen Rede einzugehen, um auf der Höhe dieses Standpunkts das ganze literarische Leben in Einem

Gesichtspunkt zu haben. So erhält man, ausgehend von der Muttersprache und der vaterländischen Literatur, die — Weltliteratur, und wir haben somit in dem Verkehre der Völker mit Völkern das fünfte Stadium erreicht, die Geselligkeit in der Literatur. — Endlich aber nimmt das sechste und letzte Stadium des geselligen Lebens, welches sich in der Gegenwart bereits ankündigt, sich selbst zwar zum Ausgangspunkte, tritt aber sogleich in das erste Stadium wieder zurück, und hat, nachdem es — wie wir eben nachgewiesen — alle Stadien der Geselligkeit, als seine bloßen Momente, durchlaufen, sich selbst zum Resultat, indem es mit diesem Resultat in seinen Anfang, als eben erwähnten Ausgangspunkt, wieder zurückgeht. Jenes Resultat, wie dieser Anfang, ist dann eben die Geselligkeit der Völker mit Völkern, das sechste und letzte Stadium. (Das weiteste Ausholen, Zurückgreifen in die Vergangenheit, wenn es ideell vor sich geht, ist in der Geschichte immer zugleich der kühnste, großartigste Ruck in die Zukunft hinein, der wahrhafte Fortschritt.) So daß aus diesem ganzen, von mir nachgewiesenen Proceß, in welchem die Idee der höheren Geselligkeit sich selbst erfaßt, wie geschichtlich expandirt, erhellt, wie dieser Organismus der Idee als ein so vollendeter sich darlegt, daß jedes Organ wieder

ein Organisches ist; so zwar, daß in jedem früheren alle späteren vorgebildet, in jedem späteren alle früheren enthalten und zugleich gesetzt sind, in dem letzten sich aber alle früheren und es selbst (als Princip und Resultat) in der Vollständigkeit eines Systems darstellen. Es liegt übrigens im Wesen des ächten Systems, daß es in sich eben so abgeschlossen, als nach außen zusammenhängend mit anderen Systemen ist. Wenigstens dürfte kein anderes sich fruchtbar erweisen. Es ist dem System darin die Natur der Idee aufgedrückt. So erst enthält der Theil eben sowohl das Ganze, als das Ganze das entwickelte Zusammen aller Theile ist.

Der Kosmopolitismus integrirt die Erde, da der Mensch im Denken über sie hinausdringt, und so auf ihr das Universum darstellt, zur Welt, und vergegenwärtigt somit auch die astronomische Beziehung der Erde über sich selbst hinaus. So ist der Kosmopolitismus der höchste Standpunkt, welcher für den Menschen möglich, der durch diese Stellung es bethätigt, daß er das Maß aller Dinge ist. Der Kosmopolitismus weist sich hier aus als Staat der Staaten, als Kirche der Kirchen; so daß in diesem Kosmopolitismus die einzelnen Staaten und Kirchen nur noch wie Familien erscheinen. — So kehrt die höhere Geselligkeit aus der Menschheit

wieder in ihren Anfang, in die Familie, zurück, um aus dieser auf's Neue den Cyklus ihrer irdischen Geschichte zurück zu legen, bis sie durch die letzte Metamorphose, welche jedes menschliche Wesen erfährt, (was in sein Denken mit aufzunehmen und darin aufzuheben des Menschen Würde ist,) in eine Gemeinschaft mit dem Universum nicht pantheistisch, sondern in selbstbewußter Weise, Einheit und Unendlichkeit übergeht.

Das System der höheren Geselligkeit.

I. Stadien der höheren Geselligkeit.

1. Geselligkeit in der Familie,
2. — der Individuen,
3. — im Staate,
4. — in der Kirche,
5. — in der Literatur,
6. — der Völker mit Völkern = Menschheit.

II. Geschichte der höheren Geselligkeit.

1. Asien: Geselligkeit in der Familie,*)
2. Griechenland und Rom: Geselligkeit der Individuen,
3. und 4. Mittelalter: Geselligkeit im Staat' und in der Kirche,
5. neue Zeit: Geselligkeit in der Literatur,
6. Zukunft: Geselligkeit der Völker mit Völkern = Menschheit.

III. Gliederung der Stadien in ihre Momente.

1. Geselligkeit in der Familie.

a. Die Gatten . . . . (Familie),
b. die Gatten und die Kinder . . . . . (Individuen),
c. das Hauswesen . . . . (Staat),
d. die Religion . . . . (Kirche),
e. der Unterricht . . . . (Literatur),
f. der Umgang der Familie mit Familien (Menschheit).

---

*) Soll jedoch nicht heißen, bloß hier komme die Geselligkeit in der Familie vor, sondern dieses Moment ist in Asien Typus also Stadium, und so auch in allem Folgenden.

2. Geselligkeit der Individuen.

a. Die Freundschaft . . . . (Familie),
b. das Hinaustreten in die Welt . . . (Individuen),
c. die Liebe . . . . (Staat),
d. die Gemeinde . . . . (Kirche),
e. die Intelligenz . . . . (Literatur),
f. das Volk . . . . (Menschheit).

3. Geselligkeit im Staate.

a. Die Geselligkeit der Schule . . . . . (Familie),
b. die geschlossene Gesellschaft . . . . . (Individuen),
c. das Theater . . . . (Staat),
d. die Kunst-Ausstellung, das Museum (Kirche),
e. der wissenschaftliche Verein . . . . . (Literatur),
f. der Patriotismus und das Volksfest (Menschheit).

4. Geselligkeit in der Kirche.

a. Das religiöse Walten der Mutter . (Familie),
b. die religiösen Sympathieen . . . . . (Individuen),
c. die religiösen Confessionen . . . . . (Staat),
d. das Abendmahl (Opfer, Versöhnung) (Kirche),
e. die religiöse Begeisterung . . . . . . (Literatur),
f. die Weltreligion . . . . (Menschheit).

5. Geselligkeit in der Literatur.

a. Die literarische Freundschaft . . . . . . (Familie),
b. die literarische Produktion und Assimilation . . . . (Individuen),
c. das Museum für Lektüre . . . . (Staat),
d. der literarische Cultus . . . . (Kirche),
e. die Nationalliteratur . . . . (Literatur),
f. die Weltliteratur . . . . (Menschheit).

6. Geselligkeit der Völker mit Völkern = Menschheit.

a. Die Gastfreundschaft . . . . (Familie),
b. das Reiseleben . . . . (Individuen),
c. der Großhandel . . . . (Staat),
d. die Völkerwanderung der Cultur, als Mission . . . . (Kirche),
e. die Literaturen . . . . (Literatur),
f. der Kosmopolitismus . . . . (Menschheit).

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

24X

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung, Alexander

Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit

Danzig 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- Pol.o.144
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11764574-0